

Alexandre Dumas.



Der
Schiffs-Capitain

**Der
Schiffs-Capitain.**

Ein
historisch romantisches Gemälde.

Nach dem Französischen
des
Alexandre Dumas

Leipzig, 1841.
Wilhelm Lauffer.
Druck von I. G. F. Höhm.

Inhaltsverzeichnis

Der Schiffs-Capitain.

Vorbericht.

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

VII.

VIII.

IX.

X.

XI.

XII.

XIII.

XIV.

XV.

XVI.

XVII.

XVIII.

Epilog.

Vorbericht.

In der französischen Vorrede dieses sehr interessanten Werkes, sagt der berühmte Verfasser: »Daß er die Wißbegier aller Bewunderer des Piloten jenes vorzüglichen Romans von Cooper, den seltenen Mann betreffend, den er bald John, bald Paul genannt hat, geteilt, und dieser ihm durch seine so tiefe Schwermut, schmerzliche Bitterkeit und große Geringschätzung des Lebens, so lebhaft angesprochen habe, daß er sich entschlossen, nach näheren Angaben dieser nicht erdichteten und in der Marine Louis XVI. so merkwürdige Person, durch viele Nachforschung zu streben, wo ihm denn endlich der gelehrte, philosophische, dichterische Nodier, von einer kleinen, von Paul Jones selbst verfaßten Schrift gesagt, die seine Biographie, mit dem Epigraph: *Munera sunt Laudi* enthielt. Es habe jedoch doch seine Erwartung nicht befriedigt, und ihn endlich auf einer Reise nach Lorient ein Greis, der Paul-Jones nähert gekannt, dasjenige Mitgeteilt, was ihm vor vierzig Jahren sein Vater über das Schicksal dieses tapfern und sonderbaren Seehelden erzählt hatte.«

Diese Nachrichten sind es nun, die der Verfasser hier auf eine interessante Weise zusammengestellt hat, und die

dem deutschen Leser gewiß nicht unwillkommen sein können, der den Geliebten von Alicia Dunscombe mit dem Verlangen etwas Näheres von ihm zu erfahren, an den Küsten von Holland verschwinden sah.

I.

An einem schönen Spätabend im Monat October **1779**, hatten sich die Neugierigen in der kleinen Stadt Port-Louis auf der Erdzunge versammelt, die einer andern auf dem gegenüber befindlichen Ufer gleicht, auf welcher Lorient erbaut ist. Der Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit anzog und von welchem sie sich unterhielten, war eine schöne, edle Fregatte von 32 Kanonen, die hier seit acht Tagen vor Anker lag, und zwar nicht im Hafen, sondern in einer kleinen Bucht der Rhede, die man eines Morgens dort gefunden hatte, wie eine aus dem Ocean in der Nacht erblühte Blume; diese Fregatte, die zum ersten mal in See zu stechen schien, so zierlich und gefällig, sah sie aus, war unter französischer Flagge im Golf eingelaufen, die jetzt der Wind völlig entfallen, so daß die drei goldenen Lilien in den letzten Streifen der untergehenden Sonne erglänzten. Was ganz vorzüglich die Neugier der Liebhaber dieses Schauspiels das so häufig und immer so neu in einem Seehafen ist, erregte, war der Zweifel, in welchem Lande dieses merkwürdige Schiff erbaut sein möchte, das von allen seinen Segeln entblößt, die um die Stangen gewickelt waren, sich in dem helleuchtenden Occident durch das anmuthige Profil seines Kiels und die zierliche Feinheit seines Takelwerks abzeichnete. Einige

meinten, die erhabene, kühne Bauart des amerikanischen Seewesens und Bewaffnung zu erkennen; aber die Vollkommenheit der einzelnen Theile, welche die übrige Construction bevorzugte, kontrastiert mit der barbarischen Härte dieser rebellischen Söhne Englands. Andre, getäuscht von der aufgepflanzten Flagge, forschten, aus welchem französischen Hafen sie ausgelaufen sei, aber bald gab die nationale Eigenliebe, dem Augenschein nach, denn vergebens befragte man das Hintertheil des Schiffs nach der schweren mit Schnitzwerk und Zierrathen besetzten Gallerie, die den herkömmlichen Putz jeder Tochter des Oceans oder mittelländischen Meeres ausmachten, die auf den Werften von Brest und Toulon in's Dasein getreten war; und nach Andre, die wohl wußten, daß sehr oft die Flagge blos eine Maske war, um das wahre Gesicht zu verbergen, behaupten die Thürme und Löwen von Spanien, würden richtiger als Frankreichs Lilien an dem Hintertheil des Schiffs an ihrer Stelle sein; allein diesen antwortete man mit der Frage: ob die kleinen dünnen, schlanken Seiten der Fregatte der untersetzten Taille der spanischen Gallonen ähnlich wären. Kurz, es gab Leute, die darauf geschworen hätten, daß diese reizende Wasserfee, in Hollands Nebeln entstanden sei, wenn nicht die Höhe und die Reinheit der Materialien, durch ihre gefährliche Verwegenheit, den vorsichtigen Bauarten dieser alten Meerschäumer widersprochen hätte. Uebrigens seit dem

Morgen, wo diese anmuthige Erscheinung auf der Küste von Bretagne stattfand, und das war seit acht Tagen, hatte kein einziges Merkmal die Meinungen entschieden, die wir noch in dem Augenblick schwankend finden, wo wir die ersten Blätter dieser Geschichte eröffnen, da kein Mann von der Equipage, unter irgend einem, Vorwand ans Land gekommen war. Man konnte, streng genommen, kaum wissen ob eine Equipage da sei, denn hätte man die Wache nicht bemerkt, und den Officier der Wacht, deren Köpfe zuweilen über die Schiffsverkleidung hervorragten, konnte man es unbewohnt glauben. Es schien indessen als ob dieses Fahrzeug, so unbekannt es war, keine feindlichen Absichten hege; seine Ankunft hatte die Obrigkeit in Lorient nicht beunruhigt, und es hatte sich unter die Kanonen einer kleinen Festung gestellt, die Englands Kriegserklärung gegen Frankreich jetzt wieder in Stand gesetzt hatte, und die über ihre Mauern und selbst über die Köpfe der Neugierigen hinweg, eine langhalsige Batterie schweren Geschützes ausstreckte.

Unter der Menge der müßigen Zuschauer zeichnete sich ein junger Mann durch den Eifer seiner Fragen aus. Ohne daß man errathen konnte warum, sah man doch leicht ein, daß er an dem geheimnisvollen Schiff direkt Antheil nahm. Da man an seiner eleganten Tracht, die Uniform der Infanteristen erkannt hatte, und da diese Garden nur selten die Residenz verließen, gab er der

Menge jetzt neuen Stoff zur Neugier ; indes hatte man bald den jungen Graf von Auray, den letzten Sprößling eines der ältesten Häuser der Bretagne erkannt. Das von seiner Familie bewohnte Schloß erhob sich am Ufer des Golfs von Morbihan sechs bis sieben Lieus von Port-Louis. Diese Familie bestand aus dem alten Marquis d'Auray, einem armen kindisch gewordenen Greis, den man seit zwanzig Jahren die Grenze seiner Besitzungen nicht hatte überschreiten sehn; aus seiner Gemahlin, einer Dame, deren Strenge der Sitten und alterthümlicher Adel ihren aristokratischen Hochmuth einzig zur Entschuldigung dienen konnte; aus der jungen Margarethe, einem sanften Kinde von siebzehn Jahren, blaß und zart wie die Blume, deren Namen sie trug; und aus dem Grafen Manuel, den wir unsern Lesern so eben vorgeführt haben, und um welchem sich die Menge versammelt hatte, die sich stetes von einem adlichen Namen, einer glänzenden Uniform und ziemlich unverschämten Manieren beherrschen läßt.

So gern als die, an welche er seine Fragen richtete, ihm Genüge geleistet hätten, so konnten sie ihm dennoch nur unbestimmt und oberflächlich antworten, weil sie den der Fregatte nichts wußten als was sie selbst muthmaßten. Der Graf wallte sich also eben fortbegeben, als er von dem Damm eine Barke sich nähern sah, die sechs Ruderer hatte und direkt unter die zerstreuten Gruppen der Dünen eine neue Person führten, die in dem

Augenblick so lebhaft erregter Neugier, alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte.

Es war ein Jüngling, welcher kaum zwanzig bis zwei und zwanzig Jahr alt zu sein schien und die Uniform eines Aspiranten der königlichen Marine trug. Er saß oder lag vielmehr auf einer Bärenhaut, die Hand auf das Steuerruder der kleinen Barke gestützt, während der Steuermann nach einer Laune seines Obern, sich müßig befand, und vorne in dem Kannot saß. So wie man dieses Schiffchen gewahrte, wendete sich alles nach ihm hin, als brächte es die letzte Hoffnung, eine so gewünschte Nachweisung zu erhalten.

Es war also mitten unter einem Theil der Bevölkerung von Port-Louis, daß die Barke, durch die letzte Anstrengung der Ruderer getrieben, acht bis zehn Fuß vom Strand, landete; der geringe Wasserstand an diesem Ort, erlaubte nicht weiter vorzudringen; sogleich ließen zwei Matrosen ihre Ruder fallen, legten sie an den Rand der Barke und stiegen ins Meer, das ihnen hier bis an die Knie ging. Der junge Fähnrich stand nachlässig auf, trat auf die Vorderseite und ließ sich auf ihren Armen auf den Strand tragen, so daß kein Tropfen Wasser auf seine Uniform kam. Hier angekommen, befahl er, die Erdezunge zu umfahren, die sich noch hier drei bis vierhundert Schritt in den Ocean erstreckte, und ihn auf der anderen Seite der Batterie zu erwarten. Er selbst verweilte einen Augenblick auf dem Ufer, um seine

Haare zu ordnen, welche die Art des Transportes, die er hatte ergreifen müssen, um hierher zu gelangen, in einige Unordnung gebracht hatte; dann schritt er, ein französisches Liedchen summend, bis an die Thür der kleinen Festung und sprang, nach einem leichten Gruße der Schildwache, die ihn als ihren Obern begrüßt hatte, hinein.

Ob nun in einem Seehafen wohl Nichts natürlicher ist, als daß ein Officier über die Rhede kommt und in eine Festung geht, waren die Leute doch so gespannt. daß vielleicht kein Einziger unter der auf der Küste zerstreuten Menge sich befand, der sich nicht eingebildet hätte der Besuch, den der Festungscommandant jetzt erhielt ; nicht Bezug habe auf das Schiff, das der Gegenstand der allgemeinen Muthmaßungen und völlig unbekannt war. Als demnach der junge Fähnrich wieder unter dem Thore erschien , fand er sich in einem so engen Kreise eingeschlossen, saß er einen Augenblick nicht übel Lust zu haben, schien, sich mit dem Stöckchen, das er in bei Hand hielt. Luft zu machen; nachdem er es aber einige mal mit einer vollkommen unverschämten Affectation hatte umherpfeifen lassen, schien er sich. plötzlich anderes zu besinnen. und da er den Grafen Manuel gewahrte, dessen vornehmes Aussehen und zierliche Uniform, mit der Tracht und dem Anschein der gemeinen Menge die ihn umgab, kontrastirte, ging er auf diesen zu, da dieser sich

ihn gleichfalls näherte.

Beide Officiere wechselten einen schnellen Blick, er war aber hinreichend, daß sie sich gegenseitig an unzweifelhaften Zeichen als Leute von Staub und Condition erkannten. Folglich grüßten sie einander sogleich mit anmuthiger Leichtigkeit und vertraulich höflich, wie es den jungen Kavalieren der damaligen Zeit eigen war.

»Bei Gott! Mein lieber Landsmann!« rief der junge Fähndrich, »denn ich halte sie für einen Franzosen, wie mich, ob ich ihnen gleich in einem hyperboräischen Lande und in Regionen begegne, die — wo nicht wild, doch leidlich barbarisch sind, wollten sie mir wohl sagen, was ich denn so Außerordentliches an mir habe, daß ich hie zu Lande Revolution hervorbringe? oder ist in Lorient ein Seeofficier so was seltenes, daß schon seine Gegenwart die Neugier der Eingebornen von Unterbretagne bis zu diesem Grade aufregt? Wenn sie das thun, so leisteten sie mir, das gestehe ich, einen Dienst, den sich herzlich gern bei vorkommenden Gelegenheiten ihnen nützlich werden zu können, erwidern würde.«

»Das wird um leichter sein,« antwortete Graf Manuel, »als diese Neugier weder etwas beleidigendes für ihre Uniform, noch Feindseliges für ihre Person enthält; der Beweis davon, lieber College — denn ich sehe an ihren Epaulets, daß wir im Herr Sr. Majestät fast zu gleichen Graden angestellt sind — ist, daß ich mit diesen ehrlichen

Britanniern, die Neugier theile, die sie ihnen vorwerfen, wiewohl ich wahrscheinlich gegründete Ursache habe als sie, um Aufschluß über das Problem zu wünschen, das sie in diesem Augenblick verfolgen!« —

»Nun wohl!« versetzte der Seemann, »wenn ich ihnen in der unternommenen Nachforschung in Etwas behilflich sein kann, so steht ihnen meine Algebra zu Befehl; nur befinden wir uns hier schlecht zu mathematischen Erklärungen. Wäre es ihnen gefällig, uns ein wenig von diesen guten Leuten zu entfernen, die uns blos in unsern Berechnungen irre« machen können?«

»Sehr gern « antwortete der Graf,. »und um so mehr, da sie sich, wenn ich mich nicht täusche , ihrer Barke und ihren Matrosen nähern, wenn wir hier fortgehen.«

» O! daraus kommt nichts an, Gefällt ihnen dieser Weg nicht, so nehmen einen andern. Ich habe Zeit und meine Jungen haben noch weniger Eil als ich. Also steuern wir an's Ufer, wenn es ihnen beliebt.«

»Mitnichten; gehn wir im Gegentheil lieber vorwärts; je näher wir am Gestade sein werden je besser können wir die Sache besprechen, von der ich sie unterhalten will. Lassen sie uns also auf dieser Erdzunge fortschreiten, so lange wir Fuß fassen können.«

Der junge Seemann ging ohne zu antworten mit ihm vorwärts, als wäre ihm diese Richtung vollkommen einerlei, und. beide Jünglinge, die sich zum ersten mal

begegneten, schritten Arm in Arm , wie Jugendfreunde, bis an die Spitze der Erdzunge, die gleich einer Lanzenspitze sich zwei bis drei hundert Schritt ins Meer erstreckte. Als sie dort waren, stand der Graf still., und wies mit der Hand nach dem Schiff.

»Wissen sie was das für ein Gebäude ist?« fragte er seinen Gefährten.

Der junge Seemann warf einen schnellen und forschenden Blick auf den Grafen, dann auf das Schiff, und antwortete obenhin: »Nun, eine hübsche Fregatte von zwei und dreißig Kanonen, von ihrem Anker gehalten, mit allen Segeln zur Abreise bereit beim ersten Signal.«

»Verzeihen sie,« lächelte Manuel, »aber darnach fragte ich nicht. Was geht mich die Kanonenzahl und der Anker an,« der Seemann lächelte auch, »aber,« fuhr jener fort, »was ich zu wissen wünsche, ist die Nation, der sie wirklich gehört, den Ort wohin sie segeln wird und der Name ihres Kapitäns.«

« »Was die Nation betrifft,« antwortete der Seemann, »so hat sie Sorge getragen, uns selbst davon zu unterrichten, oder sie wäre eine infame Lügnerin. Sehen sie nicht die aufgehißte Flagge; sie ist fleckenlos, ein wenig abgenutzt, denn sie hat viel gedient. Ihre Bestimmung ist, wie ihnen der Platzkommandant gesagt haben wird, wenn sie ihn darüber befragt haben, Mexiko« — Manuel sah ihn verwundert an — »was nun den

Kapitain betrifft, so ist das schwieriger zu sagen. Einige würden darauf schwören, es sei ein junger Mann in unsern Jahren, denn ich meine, unsre Wiegen folgten auf einander, wiewohl unser beiderseitiges Handwerk zwischen unsre Gräber einen weiten Raum setzen kann. Andre behaupten, er wäre so alt wie mein Onkel, der Graf d'Estaing, der, wie Ihnen ohne Zweifel bekannt sein wird, zum Admiral ernannt worden ist, und jetzt die Rebellen in Amerika, wie sie noch zuweilen in Frankreich genannt werden, zu Paaren treibt. Was aber seinen Namen betrifft, das ist was anders; man sagt er wisse ihn selbst nicht, und man warte auf ein glückliches Ereigniß ihn zu erfahren, er heißt Paul.«

»Paul?«

»Ja, Kapitain Paul.«

»Paul, — von was?«

» Paul von der Providenz, von dem Ranger, von der Allianz, wie er eben das Schiff kommandirt. Giebt's nicht auch in Frankreich Kavaliere, die ihre Namen zu kurz finden. ihn durch den Namen ihrer Beszung verlängern und über das Ganze den Helm eines Ritters, oder das Wappen mit der gebundenen Schnur eines Freiherrn setzen, so daß ihr Siegel und ihre Carosse das Ansehn eines so alten Geschlechts haben, das man es nur gern ansieht. Nun, hier ist's auch so. Für jetzt heißt er, glaub ich, Paul von der Indianerin, und ist stolz darauf, denn

wenn ich nach meinen Sympathien eines Seemanns darüber urtheile, glaub ich nicht, daß er seine Fregatte gegen das schönste Landgut vertauschen würde, das sich vom Hafen zu Brest bis zur Mündung der Rhone erstreckte.«

»Welchen Charakter hat aber dieser Mensch?« fragte Manuel, nachdem er einen Augenblick über das Gemisch von Spott und Naivität nachgedacht hatte, die aus diesen Antworten abwechselnd hervorschimmerte. —

»Sein Charakter? — hm! mein lieber Baron, Graf, Marquis?« —

»Graf!« antwortete Manuel sich verbeugend

»Nun also, mein lieber Graf, so muß ich ihnen sagen, daß sie mich von einer Abstraction zur andern treiben, und als ich meine algebraischen Kenntnisse zu ihrem Befehl gestellt habe, geschah es nicht, um uns mit der Erforschung eines Unbekannten abzugeben! Sein Charakter? nun mein Gott, lieber Graf, wer kann denn von dem Charakter eines Menschen gründlich sprechen, als er selbst? und noch!. . . sehn sie, wie sie mich hier sehn, so ist es zwanzig Jahr, daß ich bald mit dem Kiel einer Barke bald mit dem einer Fregatte arbeite auf der weiten Fläche die sich vor uns aus breitet. Meine Augen, wenn ich mich so ausdrücken darf, haben den Ocean fast zu gleicher Zeit mit dem Himmel erblickt. Seit meine Zunge zwei Worte, mein Geist zwei Begriffe

zusammengefügt hat, habe ich eine Launen befragt und studiert. Dennoch kenne ich seinen Charakter noch nicht, alles was ich weiß, ist, daß ihn vier Haupt und zwei und dreißig Nebenwinde bewegen. Wie wollen sie denn, daß ich den Menschen beurtheile, den tausend Leidenschaften überwältigen?«

»Auch fragte ich sie nicht mein lieber Herzog, Marquis, Graf?«

»Fähndrich,« antwortete der junge Seemann, mit einer Verbeugung, wie zuvor Manuel.

»Ich fragte also, lieber Fähndrich, daß ich von ihnen keinen philosophischen Cursum über die Leidenschaften des Kapitän Paul verlangte. Ich wollte mich nur bei ihnen nach zwei Dingen erkundigen; zuvörderst ob sie ihn für einen Mann von Ehre halten?«

»Da müssen wir uns erst über diese Worte verständigen, lieber Graf. Was verstehn sie genau unter *Ehre*?«

»Erlauben sie mir zu sagen, lieber Fähndrich, das dies eine ganz abgeschmackte Frage ist. Die Ehre — nun das ist — die *Ehre*.«

»Just so ein unerklärliches Wort, wie das Wort: Gott. Gott ist auch Gott, jeder macht sich einen Gott nach seiner Manier. Die Aegyptier beteten ihn unter der Gestalt einer Heuschrecke, und die Israeliten unter der eines goldenen Kalbes an. Eben so ist's mit der Ehre. *Es*

giebt die Ehre der Camilla und die des Coriolan, die des Cid und die des Grafen Julian. Erklären sie mir ihre Frage näher, wenn ich darauf antworten soll.«

»Gut, ich fragte, ob man sich auf sein Wort verlassen könne?«

»O! was das betrifft, so glaube ich nicht, daß er es je gebrochen hat. Seine Freunde, denn ohne diese gelangt man nicht auf dem Posten , den er besitzt, haben nie daran gezweifelt, daß er bis zum Tode einen Schwur treu bleibt. Dieser Punkt ist also berichtigt, in dieser Beziehung, das glauben sie mir, ist er ein *Mann von Ehre!* Lassen sie uns zu ihrer zweite Frage übergehn, denn wenn ich nicht irre, wünschen sie noch Etwas zu wissen.«

»Ja, ich wollte wissen , ob er einer Ordre Sr. Majestät getreu nachkommen werde?«

»Welcher Majestät ?«

»In Wahrheit, lieber Seekadett, sie heucheln eine schwere Fassungskraft, die besser einem Sophisten als einem Seemann anstehn möchte.«

»Warum denn? Sie beschuldigen mich eines Widersinnes, weil ich, eh' ich antworte, wissen will, auf was ich antworten soll. Wir haben, zur Zeit acht oder zehn Majestäten, die wohl oder übel auf den verschiedenen europäischen Thronen sitzen; da ist Sr. katholische Majestät, eine so caduce Majestät, daß sie sich Stück für Stück die Erbschaft von Karl V. entreißen

läßt; ferner: Sr. großbritannische Majestät, eine so eigensinnige Majestät, daß sie sich an ihr Amerika ankrampft, wie Cynegirus an das Perser Schiff, und der wir beide Hände abschneiden werden, wenn sie nicht los läßt. — Hernach Sr. allerchristlichste Majestät, die ich hoch schätze und verehere. . .«

»Von dieser ist die Rede!« fiel Manuel ein, »glauben sie, daß der Kapitän Paul geneigt sein würde, einer Ordre die ich ihm von derselben überbrächte, zu gehorchen?«

»Der Kapitän Paul,« antwortete jener, »wird wie jeder andere Kapitän der Macht gehorchen, die ihm zu gebieten hat, es wäre denn, daß er irgend ein verfluchter Korsar, verdammter Pirat, oder unerlaubter Flibustier sei, woran ich je doch nach dem Ansehn der Fregatte, die er führt, und nach der Art wie er sie hält, zweifle. So hat er also in seinem Pult in der Cajüte, eine Commission von irgend einer Macht unterzeichnet Wenn diese nun den Namen Louis trägt und mit den drei Lilien Frankreichs besiegelt ist, so ist kein Zweifel, daß er jeder Ordre gehorchen wird, die mit demselben Siegel besiegelt, mit demselben Namen bezeichnet ist.«

»Jetzt weiß ich alles, was ich wissen wollte,« versetzte der Graf, der anfang über diese sonderbaren Antworten ungeduldig zu werden; »ich habe ihnen nur eine Frage noch zu thun.«

»Zu ihrem Befehl, Herr Graf,« antwortete der

Fähndrich, »für diese, wie für die vorher gegangenen!«

»Wissen sie ein Mittel, wie ich am Bord, dieses Fahrzeugs gelange?«

»Da ist's,« antwortete der Seemann, mit der Hand auf das Boot zeigend, welches sich in einer kleinen Bucht von der Fluth wiegen ließ.

»Aber das ist ja ihr Boot?«

»Nun dann, ich werde sie begleiten.«

»Sie kennen den Kapitain Paul?«

»Ich ? ganz und gar nicht! aber als Neffe eines Admirals kenne ich natürlicher Weise alle Befehlshaber der Fahrzeuge, von den Hochbootsmann an, der das Boot führt, und süßes Wasser. sucht bis zum Viceadmiral der die Escadre ins Feuer führt. Zudem haben wir Seeleute auch gewisse geheime Zeichen, eine Art Freimaurersprache mit deren Hilfe wir uns als Brüder erkennen, auf welchem Punkt des Oceans wir uns auch begegnen. Nehmen sie also mein Erbieten nur mit derselben Offenheit an, als ich es ihnen mache. Ich, meine Ruderer und mein Boot stehn ihnen zu Diensten.«

»Gut,« sagte Manuel, erzeigen fiel mir diesen letzten Dienst, und . . .«

»Und sie wollen die Langeweile vergessen, die ich ihnen durch meine Weitschweifigkeit gemacht habe?« unterbrach er ihn lachend. »Was wollen sie, lieber Graf« fuhr er fort, indem er seinen Ruderern einen Wink mit der

Hand gab, der sogleich verstanden ward. »Die Einsamkeit des Oceans, hat uns Söhnen des Meeres, den Monolog zur Gewohnheit gemacht, Während der Stille, rufen wir den Wind, während des Sturms, die Stille, und in der Nacht reden wir mit Gott.«

Manuel warf noch einen zweifelhaften Blick auf seinen Begleiter, der ihn mit jener scheinbaren Gutmütigkeit aushielt, die sich über sein Gesicht verbreitet hatte, wenn ihn der junge Officier forschend ansah. Dieser wunderte sich über dieses Gemisch der Verachtung gegen menschliche Dinge und Poesie bei den Werken Gottes; da er aber doch zuletzt in diesem sonderbaren Menschen eine Person sah, die ihm einen Dienst erzeigen wollte, ob es gleich auf wunderliche Weise geschah, so nahm er das Anerbieten an. Fünf Minuten später, steuerten die beiden Jünglinge, so schnell die sechs Ruderer, die tüchtige Matrosen waren, deren Ruder sich mit so einer Regelmäßigkeit erhoben und senkten, daß die Bewegung wie durch eine mechanische Triebfeder und nicht durch vereinte Menschenkräfte hervorgebrachtes Spiel zu sein schien, das Boot zu führen vermochten, dem unbekanntem Schiffe zu.

II.

Je näher sie kamen, je mehr entwickelten sich vor ihren Blicken in allen Einzelheiten, die anmuthigen Umrisse des Fahrzeugs, und wiewohl der junge Graf d'Auray eigentlich wenig von der Schönheit dieser Formen verstand, und aus Gewohnheit oder Beruf eben nicht sehr davon eingenommen war, konnte er doch nicht umhin, die Eleganz, dieses Baues, die Reinheit und Kraft der Maste, die Haltung der Tackelage zu bewundern, die sich an den mit dem Feuer der untergehenden Sonne, colorirten Himmel, wie schmiegsame Seidenfäden ausnahmen, die irgend eine Riesenspinne gesponnen hatte. Uebrigens herrschte auf dem Schiffe die nämliche Regungslosigkeit, die entweder von Sorglosigkeit oder Geringschätzung herkam, und Niemand schien sich über den Besuch zu beunruhigen. Einen Augenblick glaubte der Graf an einer Stückpfortenöffnung, bei dem geschlossenen Rachen einer Kanone, das Ende eines auf ihm gerichteten Fernrohrs zu bemerken. Aber als das Schiff, welches der Ocean in langsamer, zirkelförmiger Bewegung auf einen Wellen schaukelte, ihnen das Vordertheil zuwandte, hefteten sich seine Blicke auf die ausgeschnittene Figur, welche dem Schiffe, das sie trägt, den Namen giebt; es war eine Tochter Amerika's, die

Christoph Columbus entdeckte, und Ferdinand Cortez eroberte, mit ihrer tausendfarbigen Federmütze und offener mit Korallenhalsbändern gezierten Brust. Der Ueberrest ihres Körpers war halb Syrene, halb Schlange, und durch wunderliche Arabesken, mit dem Schiff verbunden. Je näher das Boot kam, je mehr fesselte diese Figur die Blicke des Grafen, Es war in der That eine seltsam geformte Sculptur, mit ausgezeichnete Vollendung, und man bemerkte leicht, daß kein gewöhnlicher Arbeiter, sondern ein talentvoller Künstler sie aus dem Eichenklotz hervorgerufen hatte, wo sie seit Jahrhunderten schlief. Seinerseits bemerkte der junge Seemann, mit einer gewissen Zufriedenheit seines Handwerks, die zunehmende Aufmerksamkeit des Landofficiers auf das Fahrzeug. Als er endlich sah, daß sie durchaus auf diese Figur concentrirt blieb, schien er mit einer gewissen Bangigkeit eine Meinung zu erwarten; als er aber damit zögerte sie zu erkennen zu geben, wiewohl er nahe genug war, um daß ihm keine einzelne Schönheit entgehen konnte, so brach er zuerst das Schweigen und sprach sein Interesse an der Antwort unter einem Anschein von Lustigkeit verbergend.

»Nun Graf, was sagen sie zu diesem Meisterstück?«

»Ich sage,« war die Antwort, »daß es vor allem, was ich in dieser Gattung sah, wirklich den Namen verdient, den sie ihm beilegen.«

»Ja!« versetzte jener, »es ist das letzte Produkt von

Wilhelm Costou, der starb ehe er es fertig hatte; sein Zögling, ein gewisser Dupré hat sie vollführt, ein verdienstvoller Mann, den der Hunger jetzt zwingt, Holz statt Marmor zu hauen, und Vordertheile für Schiffe zu machen, wenn er Statuen arbeiten sollte. Sehn sie,« fuhr er fort und gab mit dem Steuer dem Boot eine Bewegung, die es um die Außenseite trieb, »es ist ein wirkliches Korallenband was sie am Hals hat und ächte Perlen sind im ihren Ohren. Jedes ihrer Augenäpfel ist ein Diamant, hundert Guineen werth, wie am Efgium des Königs Wilhelm. Daraus folgt, daß der Kapitain, der diese Fregatte nähme, außer der Ehre, die genommen zu haben, noch ein herrliches Hochzeitgeschenk für seine Braut haben würde.«

»Welche närrische Laune,« sagte Manuel, durch das thörichte Schauspiel hingerissen, das er vor Augen hatte, »sein Schiff wie ein lebendes Wesen zu putzen, und so bedeutende Summen dem Zufall eines Kampfes, oder dem Ohngefähr eines Sturms auszusetzen!«

»Was wollen sie!« antwortete der junge Mann mit dem Ausdruck einer unerklärlichen Schwermuth, »wir Seeleute, die wir keine Familie als unsre Matrosen, kein Vaterland als den Ocean, kein Schauspiel haben als den Sturm und keine andre Zerstreung als den Kampf, müssen uns doch wohl an Etwas hängen? Da wir keine wirkliche Geliebte haben, denn wer wollte uns lieben, uns Meerfalken mit stets geöffnetem Flügel? so müssen wir

uns wohl ein phantastisches Liebchen erschaffen; der Eine verliebt sich in eine recht frische, recht schattige Insel, und jedes mal wenn er sie auftauchen sieht auf dem Ocean, wie ein Blumenkörbchen, wird sein Herz so fröhlich, wie das des Vogels, der zu seinem Nest zurückkehrt. Ein anderer hat einen Lieblingsstern unter den Gestirnen, und während der langen, schönen Nächte auf dem atlantischen Meer, jedes mal, wenn er den Aequator passiert, ist es ihm als nahe er sich demselben, und als grüße er ihn mit lebhafterem Licht und glühenderer Flamme. Endlich giebt es deren, und ihre Anzahl ist die größere, die sich an ihre Fregatte hängen, wie an ein geliebtes Mädchen, über jedes Glied jammern, daß der Wind bricht, über jede Verletzung, die eine Kugel macht, und die, wenn sie entweder durch den Sturm, oder durch die Schlacht ins Herz getroffen wird, lieber mit ihr sterben, als sich ohne sie retten wollen, und so der Erde ein schönes Beispiel der Treue geben, indem sie sich mit dem Gegenstande ihrer Liebe, von den Abgründen des Meeres verschlingen lassen. Nun denn; ein solcher ist der Kapitän Paul: das ist Alles, und so hat er seiner Fregatte das Hochzeitgeschenk gemacht, das er seiner Braut bestimmte.— — Ha! ha!jetzt werden die munter!«

— »Ohe! das Boot!« schrie es vom Schiffe, »was wollt ihr?«

»An den Bord der Fregatte steigen,« antwortete Manuel; »werft uns ein Seil, ein Tau zu, was ihr wollt,

daß man sich an. Etwas anhalten kann.«

»Dreht euch Steuerbord und ihr findet die Treppe.«

Die Ruderer gehorchten augenblicklich dieser Andeutung und wenig Secunden später befanden sich die jungen Leute auf der Schiffstreppe, wo sie der wachthabende Officier bei dem Oberlaufe mit einer Eil empfang, die Manuel Gutes versprach.

»Mein Herr,« sagte der Seekadett, sich an den jungen Mann wendend, der dieselbe Uniform trug wie er, und denselben Grad zu haben schien; »hier ist mein Freund, der Graf. . . à propos, ich habe vergessen, sie nach ihrem Namen zu fragen?«

»Graf Manuel d'Auray.«

»Nun denn, ich sagte, hier wäre mein Freund, der Graf Manuel d'Auray, der lebhaft wünscht, mit dem Kapitän Paul zu sprechen. Ist er am Bord?«

»Er ist eben gekommen,« antwortete der Officier. —

— »Nun so will ich zu ihm hinunter gehen, sie zu melden, lieber Graf. Unterdessen ist Herr Walter hier, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, ihnen das Innere der Fregatte zu zeigen. Es ist für einen Landofficier ein ziemlich seltsames Schauspiel, um so mehr, da ich zweifle, daß sie viele Schiffe finden möchten, die so gehalten sind, wie dieses. Ist's nicht die Stunde des Abendessens?«

»Ja, mein Herr!«

— »Dann wird es nur um so merkwürdiger sein«

— »Aber ich habe die Wacht!« antwortete zögernd der Officier.

»Nun, einer ihrer Kameraden wird schon einen Augenblick an ihrer Stelle wachen. Ich werde suchen, daß sie der Kapitän nicht lange antichambrieren läßt. Auf Wiedersehen, Graf! Ich will sie schon so empfehlen, daß er sie gut auf nehmen wird.«

Und damit verschwand der junge Kadett auf der Treppe zum Commandanten, während der zu Manuels Führer zurückgebliebene Officier ihn in die Batterie führte. Wie der Begleiter des Grafen voraussah, war die Equipage beim Abendessen, Zum ersten Male sah der junge Graf dieses Schauspiel, und so groß auch ein Verlangen war, schnell mit dem Kapitän zu sprechen, erschien es ihm so sonderbar, daß er nicht umhin konnte, alle Aufmerksamkeit darauf zu verwenden,

Zwischen jedem Geschütze und dem zum Manoeuver aufgesparten Raume standen Bänke nicht auf ihren Beinen, sondern hingen in dem Tauwerke. Auf jeder Bank saßen vier Männer, und jeder schnitt seinen Theil von einem großen wider haltendem Stücke Rindfleisch, welches jedoch unter den Angriffen dieser Esser immer mehr verschwand. Auf jedem Tische fanden Trinkgeschirre mit Wein, auf den Mann kam eine halbe Flasche. Das Brod war, wie es schien, der Willkühr

anheim gestellt und nicht auf Rationen gesetzt. Uebrigens herrschte das tiefste Schweigen unter der Equipage, die wohl gegen zweihundert Mann stark sein konnte.

Obgleich Niemand von der Mannschaft den Mund anders aufhat, als um zu essen, so bemerkte doch der Graf die Verschiedenheit ihrer Herrkunft, die man leicht an dem allgemeinen und charakteristischen Physiognomien erkannte. Sein Begleiter bemerkte eine Verwunderung, und als hätte er sie ausgesprochen, antwortete er darauf und zwar mit einem amerikanischen Accente, den Manuel schon erkannt hatte und der bewies, daß er jenseits der Meere geboren war:

»Ja, ja, wir haben hier manch' hübsches Probestück von allen Völkern der Welt, und wenn eine Sindfluth Noa's Kinder, wie einst Adams Söhne entführte, fände man ein Korn von jeder Nation in unserer Arche. Sehen sie die drei Gesellen, die mit ihren Nachbarn eine Portion Rostboeuf gegen eine Zehe Knoblauch vertauschen? es sind Galicier, die wir am Vorgebirge Ortegale auf genommen haben, und die sich nicht eher schlagen würden, ehe sie zum heiligen Jacob gebetet hätten, dann aber sich eher wie ihr Märtyrer würden in Stücke schneiden lassen, als um einen Schritt weichen. Die andern, die den Tisch auf Unkosten ihrer Aermel polieren, sind wackere Holländer, die sich noch immer über das Unrecht nicht zufrieden geben können, welches die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung

ihrem Handel zufügt. Sie sehen auf den ersten Anblick wie Bierkrüge aus, aber so wie zur Schlacht aufgespielt wird, werden sie schnellfüßig wie Basken; wenn sie mit ihnen sprechen, werden sie ihnen von ihren Voreltern erzählen, da sie von sich selbst Nichts zu erzählen haben; werden ihnen sagen, daß sie von jenen berühmten Seeleuten herkommen, die, wenn es in den Kampf ging, statt der Flagge einen Besen aufsteckten; aber davon werden sie schweigen, daß ihnen die Engländer an einem schönen Tage ihre Besen nahmen und Ruthen für sie daraus machten. — Jener Tisch dort, der ganz leise zischelt, da er nicht laut werden darf, besteht aus Franzosen. Die Ehrenstelle nimmt der von ihnen erwählte Chef ein, ein Pariser von Geburt, Cosmopolit aus Geschmack, Fecht-, Stock-, Tanzmeister; immer vergnügt, singt er beim Manoeuver, schlägt sich singend, und wird auch wohl singend sterben, wenn ihm nicht ein häßliches Halsband die Kehle zuschnürt, was ihm wohl geschehen kann, wenn er das Unglück hätte, John Bull in die Hände zu fallen. Auf diese Seite, sehen sie diese Reihe knochiger, vierschrötiger Köpfe: nicht wahr, das sind fremde Vorbilder für sie? die aber kein Amerikaner, der zwischen der Hudsonsbay und dem Golfe von Mexico geboren ist, für etwas Anderes erkennen wird, als für Bären des Flusses Erie, oder Seekälber von Neuschottland; drei oder vier sind einäugig, welches von ihrer Art sich unter einander zu schlagen herkommt; sie

rollen das Haar ihres Gegners zwischen den Zeige- und Mittelfinger, und mit dem Daumen drücken sie ihm das Auge aus. Es giebt deren, die sich sehr geschickt darin eingeübt haben, und nie ihren Zweck verfehlen. Auch wenn es ans Entern geht, unterlassen sie selten, ihre Lanze oder ihr Messer wegzuwerfen und Mann gegen Mann mit dem ersten Engländer, der ihnen aufstößt, zu kämpfen, so daß sie ihn mit einer Schnelligkeit und Geschwindigkeit einäugig machen, die man nur gern ansieht. Sie sehen, daß ich nicht log, als ich ihnen von einer vollständigen Sammlung sagte.«

— »Aber,« versetzte der Graf, der diese lange Aufzählung mit einem gewissen Interesse angehört hatte, »wie fängt ihr Kapitän es an, sich mit diesen so verschiedenen und hier auf einem Punkte vereinigten Menschen zu verständigen?«

— »Fürs Erste versteht der Kapitän alle ihre Sprachen; im Sturme und in der Schlacht, wo er seine Muttersprache spricht, weiß er ihr aber einen solchen Accent zu geben, daß man das Gehorchen begreift. Aber sehen sie, die Cajüte des Backbords geht auf: er ist ohne Zweifel zu ihrem Empfange bereit.«

In der That erschien ein Knabe in der Tracht eines Midshipmans, ging zu den beiden Officieren und fragte Manuel: ob er Graf von Auray sei, und als er es bejahte, bat er ihn, ihm zu folgen. So gleich kehrte der Officier, der seine Rolle so gewissenhaft erfüllt hatte, aufs Verdeck

zu einem Posten zurück. Manuel aber trat mit einer von Unruhe und Neugier vermischten Aufregung auf die Thüre zu: so sollte er den Kapitän Paul endlich sehen! Es war ein Mann, der fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre alt zu sein schien und dem die Gewohnheit, sich auf dem Zwischendecke auf zu halten, mehr als das Gewicht der Jahre gekrümmt hatte. Er trug die königliche Seeuniform mit der pünktlichsten Strenge: ein königsblauer Rock mit Scharlachaufschlägen, rother Weste und Unterkleidern, graue Strümpfe, Jabot und Manschetten. Sein **en boudin** aufgerolltes Haar war weiß gepudert und hinten, dicht am Kopf, mit einem Bande befestigt, dessen Enden herunter flatterten. Sein dreieckiger Hut und sein Degen lagen neben ihm, auf dem Tische. Im Augenblicke, wo Manuel auf der Schwelle erschien, saß er auf dem Schafte einer Kanone, stand aber auf, als er ihn erblickte.

Der junge Graf fühlte sich wie eingeschüchtert bei dem Anblicke dieses Mannes; in seinen Augen lag ein forschender Strahl, der bis in die Seele dessen zu dringen schien, den er ansah. Vielleicht war auch dieser Eindruck um so mächtiger, da er sich mit einem Gewissen hier vorstellte, das ihm über die sonderbare Handlung, die er vollziehen wollte, Vorwürfe machte, weil er den Kapitän zu seinen Mitschuldigen, wenigstens Vollzieher derselben zu machen kam. Als ob Beide gegen einander etwas Abstoßendes empfunden hätten, begrüßten sie sich jetzt höflich, aber mit Zurückhaltung.

— »Ich habe die Ehre, mit dem Herrn Grafen von Auray zu sprechen?« fragte der Kapitän Paul.

— »Und ich mit dem Kapitän Paul?« antwortete der junge Mann, und Beide verbeugten sich zum zweiten Male.

— »Darf ich fragen,« begann jetzt der alte Officier, »welchem glücklichen Zufalle ich die Ehre des Besuchs des Erben eines der ältesten und schönsten Namens der Bretagne verdanke?«

Nochmals verbeugte sich Manuel, um zu danken, dann sagte er nach einer Pause, als fiele es ihm schwer, das Gespräch einzuleiten:

»Kapitän, man hat mir gesagt, daß ihre Bestimmung der Golf von Mexico sei?«

»Und hat den Herrn Grafen nicht getäuscht Ich denke nach New-Orleans zu segeln und zu Cayenne und in der Havanna anzulegen.«

— »Das trifft sich herrlich, Kapitän, und es wird nicht außer ihrem Wege liegen, wenn sie sich, wie ich hoffe, der Ausführung einer Ordre unterziehen, deren Ueberbringer ich bin.«

»Sie haben mir eine Ordre mitzutheilen, Herr Graf? und von wem?«

»Von dem Ministerium der Marine.«

— »Eine an mich persönlich gerichtete Ordre?« versetzte der Kapitän mit zweifelhaftem Tone.

»Das gerade nicht, mein Herr; aber an jeden Kapitän der königlichen Marine, der nach Südamerika unter Segel geht.«

»Und was betrifft sie, Herr Graf?«

»Hier ist sie!« antwortete Manuel, zog die Ordre hervor und übergab sie ihm.

Er nahm sie, und sich dem Fenster nahend, um von dem letzten Lichte des Tages sich leuchten zu lassen, las er laut:

»Das Ministerium des Seewesens und der Colonieen befiehlt jedem Kapitän oder Lieutenant, der ein Fahrzeug des Staates commandiert und nach Südamerika oder den Golf von Mexico unter Segel gehen wird, einen gewissen *Lusignan* an Bord zu nehmen und in Cayenne auszusetzen, da er zur Deportation auf immer verurtheilt ist. Während der Ueberfahrt erhält der Verurtheilte in seiner Kajüte zu essen, hat aber Nichts mit der Equipage zu schaffen.«

»Ist die Ordre in gehöriger Form?« fragte der Graf.

»Vollkommen, mein Herr,« erwiderte der Kapitän.

»Und sind sie geneigt, sie auszuführen?«

»Steh ich nicht unter der Ordre des Marineministeriums?«

»So kann man ihnen den Gefangenen zusenden?«

»Wenn sie wollen, Herr Graf. Nur so bald als möglich, denn ich denke nicht lange an diesem Gestade zu

bleiben.«

»Ich werde auf Eile bedacht sein.«

»War das Alles, was sie mir zu sagen hatten?«

»Alles, und ich habe nur noch meinen Dank hinzuzufügen!«

»Fügen die Nichts hinzu, mein Herr. Der Minister gebietet und ich gehorche, das ist Alles; ich erfülle meine Pflicht und es ist kein Dienst, den ich ihnen erzeige.«

Mit diesen Worten grüßten sich beide aufs Neue und verließen einander, eben so kalt, als sie zusammen gekommen waren.

Als Manuel wieder auf das Verdeck kam, fragte er den wachthabenden Officier nach seinem Gefährten und erhielt zur Antwort: der Kapitän Paul habe ihn zum Abendessen behalten; doch stehe sein Boot dem Grafen zu Befehl.

Es erwartete ihn unten an der Schiffstreppe, und schon erhoben die Matrosen die Ruder, um ihn zurück zu führen. Kaum war er unten, so entfernte es sich eben so schnell, als es gekommen war; doch diesmal schiffte es traurig und schweigend, denn der junge Seemann belebte nicht mehr die Unterhaltung mit den Axiomen seiner dichterischen Philosophie.

Dieselbe Nacht noch ward der Gefangene an den Bord der Indianerin gebracht, und als am andern Morgen der Tag anbrach, suchten die Neugierigen vergebens die

Fregatte auf dem Ocean, die ihnen seit acht Tagen so viel Stoff zu Muthmaßungen gegeben hatte, und deren unerwartete Ankunft, wie ihre Station ohne Resultat, und schleunige Abreise den Bewohnern von Port-Louis lange Zeit ein unerklärliches Geheimniß blieben.

III.

Da die Ursachen, welche den Kapitän Paul an die Küste der Bretagne brachten, mit unserer Geschichte in keinem andern Zusammenhange stehen, als in dem, der eben erzählten, Ereignisse, werden wir unsere Leser in derselben Ungewißheit lassen, als wie die Bewohner von Port-Louis: ob uns aber auch unsere Bestimmung und unser Beruf natürlich auf das Land zieht, wollen wir ihn dennoch einige Tage auf seiner abentheuerlichen Fahrt auf dem Ocean begleiten.

Das Wetter war so schön, als es in den abendländischen Gestaden in den ersten Herbsttagen nur sein kann. Die *Indianerin* segelte brav vor dem Winde. Die sorglosen Matrosen verließen sich auf den Anblick des Himmels, und mit Ausnahme einiger am Steuer beschäftigter Männer, brachte die auf die verschiedenen Partien des Schiffes zerstreute Equipage die Zeit nach Gefallen zu, als plötzlich eine, wie vom Himmel herabschallende Stimme rief: »Ohe! ohe! ein Segel!«

»Holla!« antwortete der vorn stehende Hochbootsmann; »Herr Officier von der Wacht! melden sie es dem Kapitän!«

— — »Ein Segel! ein Segel!« wiederholten die Matrosen auf dem Verdecke, denn in diesem Augenblicke

hatte eine Welle das Fahrzeug so gehoben, daß es den geübten Augen der Seeleute am Rande des Horizontes sichtbar ward, ob sie gleich der minder scharfe Blick eines Passagiers oder Landsoldaten für den ausgespannten Flügel einer Möve hätte halten können.

»Ein Segel!« rief seinerseits ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der von der Treppe einer Kajüte aufs Verdeck stürzte; »fragt Herrn Arthur, für was er es hält?«

»Holla, Sir Arthur!«, fragte der Lieutenant auf englisch durchs Sprachrohr, um sich nicht vergebens anzustrengen; »der Kapitän will wissen was sie von jener Nußschale halten?«

»Ei, ich meine,« antwortete der junge Midshipman in derselben Sprache von der Wacht herab, »es ist ein großes Schiff, das uns den Wind abschneidet und sich nach uns richtet. Ha! ha! da läßt es sein Hauptsegel fallen.«

»Ja, ja,« sagte der junge Mann, dem Walter den Titel Kapitän gegeben hatte; »es hat eben so gute Augen als wir und hat uns gesehen. Gut, liebt es Unterhaltung, so werden wir ihm Rede stehen. Auch möchten unsere Kanonen ersticken, so lange haben sie den Mund nicht aufgethan. — Mein Herr«, fuhr der Kapitän fort, »setzen sie den Chef der Batterie in Kenntniß, daß wir ein verdächtiges Segel vor uns haben und daß er sich bereit

hält. Gut, Sir Arthur, was denken sie von dem Gange des Schiffes?« ebenfalls englisch sprechend und den Kopf zu jenem aufhebend.

»Es ist ganz und gar militairisch, Kapitän, und wiewohl wir eine Flagge noch nicht sehen, wollt' ich wetten, daß er eine gute Commission des Königs Georg am Bord hat.«

»Ja, nicht wahr, die dem Commandanten befiehlt: eine gewisse Fregatte, die Indianerin genannt, herauszufordern, und ihm, im Falle, daß er sie nimmt, den Grad des Kapitäns, wenn er Lieutenant, und des Commandeurs, wenn er Kapitän ist, verspricht. Ha, ha! jetzt steckt er seine Bramstange auf! Ja, ja, gewiß wittert uns der Spürhund und will Jagd auf uns machen. Laßt die Fregatte unter dieselben Segel bringen, Herr Walter, und uns unsern Weg fortsetzen, ohne uns eine Linie breit davon zu entfernen. Wir wollen sehen, ob er sich untersteht, sich uns in den Weg zu stellen!«

Diese Ordre ward sogleich von dem Lieutenant wiederholt, und das Schiff, daß sich unter einem Marsegel befand, entrollte die Leinwand einer Bramstangen, wie eine dreifache Wolke, und als sähe es den Feind gern in seiner Nähe, schoß es vorwärts und drückte sein Vordertheil tiefer in die Wogen, daß der Funken stäubende Schaum alle Seiten seines Rumpfes umspühlte.

Jetzt entstand ein Augenblick des Schweigens und der Erwartung, welche wir dazu benutzen wollen, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Officier zu lenken, dem der Lieutenant den Titel Kapitän gegeben hatte.

Diesesmal war es weder der junge, zweifelsüchtige Seekadett, den wir dem Grafen d'Auray an den Bord der Fregatte bringen sehen, noch der alte Meerwolf mit dem gekrümmten Rücken und der rauhen und kurzen Stimme: es war ein schöner Jüngling von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, wie wir bereits gesagt haben, der, von aller Verkleidung frei, in seiner wahren, natürlichen Gestalt und in einer willkührlichen Uniform nach seiner Phantasie erschien, die er allemal annahm, wenn er auf dem Meere nur von Gott und dem Sturme gekannt war.

Es war eine Art von Redingote von schwarzem Sammet mit goldnen Schnüren, durch einen türkischen Gürtel um den Leib befestigt, in welchem Pistolen, nicht zum Entern, sondern zum Zweikampfe steckten, die ausgeschnitzt und eingelegt waren, wie Waffen des Luxus, die zum Putze, nicht aber zur Vertheidigung bestimmt sind. Er trug Pantalons von blauem Casimir, mit kurzen, gefältelten Stiefeln, die ihm bis über die Kniee gingen. Um den Hals hing eine aufgemachte Cravate, ein indisches Tuch von durchsichtigem Gewebe mit Blumen von natürlichen Farben, und über eine

Sonnengebräunten Wangen fielen zu beiden Seiten eine langen, rabenschwarzen, ungepuderten Haare. Neben ihm, auf der Kanone des Hinterdecks, lag ein kleiner eiserner Helm, der unter dem Halse zugemacht werden konnte: dies war ein Schmuck im Kampfe und die einzige Schutzwaffe, die er trug. Einige tiefe Einschnitte in den Stahl bewiesen übrigens, daß er mehr als einmal das Haupt gegen die schrecklichen Verletzungen der Enterbeile geschützt hatte, deren sich die Seeleute bedienen, wenn sie Bord an Bord gelangen. Die andere Equipage trug die Uniform der französischen Marine mit der genauesten und strengsten Eleganz.

Unterdessen war das von der Wacht zwanzig Minuten vorher signalisierte Schiff, welches wie ein kleiner Punkt am Horizonte erschienen war, nach und nach zu einer Pyramide mit Segeln und Takelwerk geworden. Alle Blicke waren darauf gerichtet, und obgleich keine Ordre gegeben war, hatte schon Jeder eine persönlichen Vorkehrungen - zum Kampfe getroffen, als wäre er entschieden. So herrschte also am Bord der Indianerin ein tiefes, feierliches Schweigen, welches immer auf einem Kriegsschiffe den entscheidenden Befehlen des Kapitäns voranzugehen pflegt. Als endlich das Schiff noch einige Minuten gewachsen war, schien der Rumpf nach und nach aus dem Wasser zum Vorschein zu kommen, wie früher die Segel. Man konnte nun sehen, daß es ein der Indianerin in Etwas überlegenes Fahrzeug von

sechsendreißig Kanonen war. Uebrigens segelte es, wie die Fregatte, ohne Flagge auf der Spitze, so daß, da die Mannschaft im Fundamente verborgen war, es unmöglich erkannt werden konnte, welcher Nation es gehöre, wenn es nicht gewisse Zeichen von sich gab. Beides bemerkte der Kapitän, jedoch schien nur die letzte Beobachtung Eindruck auf ihn zu machen.

»Es scheint,« sagte er zum Lieutenant, »daß wir den Auftritt zu einem Maskenballe haben werden. Lassen sie einige Flaggen aufhissen, Arthur, wir wollen den Unbekannten beweisen, daß die Indianerin eine Kokette ist, die mehrere Verkleidungen zu ihrem Befehle hat. Und sie, Herr Walter, befehlen sie, daß man die Waffen bereit hält, denn schwerlich, können wir in diesen Gewässern etwas Anderem zu begegnen glauben, als einem Feinde.«

Beide Befehle wurden sogleich vollzogen. Der junge Midshipman zog ein Dutzend verschiedene Flaggen hervor, und Walter öffnete die Waffenkisten und ließ ein Depot von Lanzen, Enterbeilen und Messern auf verschiedene Orte des Verdecks legen. Ein jeder nahm seinen Posten ein, sowohl aus Instinkt, als aus Pflicht, denn noch war der Tanz nicht losgegangen, noch kein Alarm geschlagen, so daß die Unordnung, die nach und nach auf der Fregatte geherrscht hatte, nachließ, und wieder alles aufmerksam und schweigend ward. Indessen setzten beide Fahrzeuge ihre zusammenlaufenden Linien fort, sich einander nähernd. Als sie etwa drei

Kanonenschüsse entfernt waren, sagte der Kapitän: »Ich glaube, Sir Walter, jetzt wird's Zeit sein, unsern Freund zu mystifizieren. Zeigen sie ihm die schottische Flagge.

Der Lieutenant winkte dem Obersteuermann, und das rothe, himmelblau beränderte Tuch stieg wie eine Flamme am Hintertheil des Schiffes empor; aber kein Zeichen am Bord des unbekanntes Schiffes deutete auf das geringste Interesse an diesem Manoeuver.

»Ja, ja!« brummte der Kapitän, »der englische Leopard hat den schottischen Bären Zähne und Klauen so stumpf gemacht, daß er ihn nicht mehr beachtet, und da er ohne Vertheidigung ist, hält er ihn für gezähmt. Zeigen sie ihm ein andres Sinnbild, Herr Walter, vielleicht lösen wir ihm die Zunge.«

»Welches, Kapitän?«

»Nehmen sie aufs Ohngefähr, der Zufall mag uns dienen.«

Kaum war diese Ordre erheilt, so senkte sich die schottische Flagge, und die sardinische nahm ihren Platz ein. Das Schiff blieb stumm.

»Vorwärts,« sagte der Kapitän, »es scheint Sr. Majestät der König Georg steht im guten Vernehmen mit seinem Bruder von Cypren und Jerusalem. Wir wollen sie nicht veruneinigen, indem wir den Scherz weiter treiben. Herr Walter, pflanzen sie die amerikanische Flagge auf und begründen sie diese mit einem Kanonenschuß.«

Dasselbe Manöver wiederholte sich, die himmelblaue Fahne mit den Löwenrachen und den silbernen Kreuz fiel aufs Verdeck, und die Sterne der vereinigten Staaten erhoben sich langsam, begleitet von einem Kanonenschuß gen Himmel. Was der Kapitän vorausgesehn hatte, geschah, bei diesem rebellischen Symptom, das sich so unverschämt in der Luft zeigte, verrieth das Schiff sein Incognito, indem es die Flagge von Großbritannien aufzog. Zugleich erschien eine Rauchwolke auf dem Flanken des royalistischen Schiffes, und eine Kanonenkugel, von Woge zu Woge springend, platzte hundert Schritt von der Indianerin.

»Lassen sie Appell schlagen, Herr Walter!« schrie der Kapitän, »sie sehn, wir haben's getroffen.« »Vorwärts, Jungen !« fuhr er fort, sich an die Equipage wendend, »Hurrah für Amerika! Tod für England!« Ein allgemeiner Schrei antwortete ihm, und hatte nicht aufgehört, als man am Bord des Drako Alarm schlagen hörte, denn das war der Name des Schiffes; der Tambour der Indianerin antwortete sogleich, und jeder rannte auf einem Posten; die Kanoniere zu ihren Stücken, die Officiere zu ihren Batterien, und die mit dem Manöver beauftragten Matrosen zu diesem. Der Kapitän stieg mit dem Sprachrohr aufs Hinterdeck, denn der Commandant führt gewöhnlich dieses Symbol des höchsten Ranges, den Scepter des Königs der Seefahrer, im Augen blick des Streits oder Sturms in der Hand.

Indessen hatten die Rollen gewechselt; jetzt war's der Brite, der Ungeduld zeigte und die amerikanische Fregatte, welche ruhig schien. Kaum waren die Fahrzeuge auf Schußweite, als eine Rauchwolke sich über die ganze Länge hin verbreitete, und ein Getöse, wie das Rollen des Donners ausbrach; die eisernen Boten aber, welche ausgesandt worden, den Rebellen den Tod zu geben, in ihrem Ungestüm schlecht berechnet, platzten an den Flanken der Fregatte. Uebrigens fuhr diese fort den Wind abzuschneiden, als ob sie nicht Antwort geben möge, und zwar so, daß sie dem Feind dadurch den Weg ersparte.

In diesem Augenblicke wendete sich der Kapitän zu einem nochmaligen raschen Ueberblick der Fregatte, und mit Verwunderung heftete sich ein Blick auf eine neue Person, die diesen erhabenen und schrecklichen Auftritt zu ihrem Aufenthalte in dieser Scene gewählt hatte.

Es war ein Jüngling zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, mit sanftem, blassen Gesicht, einfach aber elegant gekleidet, und welchen der Kapitän noch nicht an einem Bord kannte; er lehnte am Besanmast, mit in einander geschlagenen Armen, und sah mit schwermüthiger Gleichgültigkeit nach dem englischen Schiffe, daß sich mit vollen Segeln nahte. Ueber diese Ruhe in einem solchen Augenblick, und bei einem Menschen, der dem Waffendienst fremd schien, erstaunte der Kapitän; er erinnerte sich an den

Gefangenen, den der Graf von Auray gemeldet, und in der letzten Nacht, die er in Port-Louis vor Anker lag, an seinen Bord hatte bringen lassen.

»Wer hat ihnen erlaubt, aufs Verdeck zu kommen, Herr?« fragte er so sanft als möglich, so daß man nicht mußte, ob seine Worte eine Frage war oder ein Vorwurf.

»Niemand, mein Herr!« antwortete der Gefangene mit sanfter, trauriger Stimme; »allein ich dachte, sie würden bei einer solchen Gelegenheit die Ordre, die mich zu ihrem Gefangenen macht, weniger streng beobachten.«

»Haben sie vergessen, daß es ihnen unterlag ist, mit der Equipage zu verkehren?«

»Das ist auch nicht meine Absicht, ich will bloß sehn ob keine Kugel für mich bestimmt ist.«

»Da können sie bald finden, was sie suchen, wenn sie an diesem Platze bleiben. Darum, glauben sie mir, Herr, bleiben sie im unteren Schiffsraume.«

»Ist das ein Rath oder ein Befehl, Herr Kapitän?«

»Nehmen sie es wie sie wollen!«

»Dann danke ich Ihnen, und bleibe!« versetzte der junge Mann.

Ein neuer Kanonenschuß ließ sich hören; jetzt aber waren beide Schiffe kaum dreiviertel Länge auseinander, und der Eisensturm fuhr durch das Takelwerk der Indianerin. Zwei Spieren fielen herab, und man vernahm das Geschrei und die unterdrückte Klage mehrerer von

der Mannschaft, Der Kapitän hatte die Augen auf den Gefangenen in diesem Augenblicke geheftet; eine Kanonenkugel ging zwei Fuß hoch über seinem Kopfe hinweg, splitterte den Besanmast, an welchem er lehnte, und trotz diesem Todeswink, blieb er in derselben stillen, ruhigen Stellung, als wäre der Flügel des Würgengels nicht über ihm hingefahren. Der Kapitän verstand sich auf Muth; diese Probe war ihm hinreichend, den Mann zu beurtheilen, den er vor sich hatte.

»Gut, mein Herr!« sagte er zu ihm, »bleiben sie wo sie sind, und kommt's zum Entern und sie wären des Zusehns müde, so nehmen sie einen Säbel oder ein Beil und helfen uns ein wenig. Vergeben sie, daß ich mich jetzt nicht weiter mit ihnen beschäftigen kann, aber ich habe anders zu thun. — Feuer, meine Herrn,« fuhr er fort, durchs Sprachrohr mitten durch die Batterien redend, — »Feuer!«

»Feuer!« antwortete wie ein Echo, *der*, an welchem die Ordre gerichtet war.

Augenblicklich bewegte sich die Indianerin vom Kiel bis zu den entferntesten Masten; eine furchtbare Salve ließ sich hören; eine Rauchwolke legte sich wie ein Schleier über das Steuerbord und zertheilte sich im Winde. Der Kapitän, auf der Wachbank stehend, wartete ungeduldig, bis sie zerstreut war, um die Wirkung zu sehn, die diese Ladung auf das feindliche Schiff gemacht hatte. Als er das Dunstgewölk durchschauen konnte, sah

er, daß der große Mastgefallen war, der die hintere Takelage des Drako verwirrt und belastet hatte, und das übrige Takelwerk durchlöchert war.

»Gut, Kinder!« schrie er durchs Sprachrohr. Jetzt haben sie alle Hände voll zu thun, um uns eine Ladung zuzuschicken! Gebt Feuer! und jetzt geht ihm so nahe als möglich zu Gesicht!«

Die Matrosen beeilten sich, dieses Manoeuver auszuführen; das Schiff kehrte sein Vorderteil mit Anmuth herum, ohne, wie er vorhersah, vom Feinde daran gehindert zu werden. Dann erbebt die Fregatte von Neuem wie ein Vulkan und spie wie ein solcher Feuer und Flammen.

Diesmal hatten die Kanoniere die Ordre buchstäblich vollzogen. Die Stege, die starken und kleineren Tauen waren abgeschnitten. Nur zwei Masten fanden noch; aber von allen Seiten von den Lumpen der Segel umflattert. Es schien, als sei dem Schiffe eine Havarie zugestoßen, die bedeutender war, als man in der Ferne unterscheiden konnte, denn die Ladung zögerte, und statt die Indianerin von vorn nach hinten zu nehmen, geschah es schräg. Allein sie war darum nur noch furchtbarer und ging gänzlich durch die Flanken übers Verdeck, zugleich das Schiff und die Equipage berührend; aber durch ein an Zauberei grenzendes Ohngefähr, hatte sie noch die drei Masten verschont. Nur einiges Seilwerk war durchschnitten, und das war nicht von Wichtigkeit und

hinderte die Fortsetzung der Manoeuver nicht. Ein Blick reichte hin, den Kapitän zu unterrichten, daß er Menschen verloren hatte und die Verwüstung Fleisch, statt Holz getroffen habe. Freudig setzte er wieder das Sprachrohr an den Mund.

»Das Querholz Backbord!« rief er, »wir wollen sie auf dieser Seite angreifen. Zum Entern, ihr Enterer! — Ein Ladung noch, um das Verdeck zu ebnen, dann ersteigen wir es, wie eine Veste!«

Die feindliche Fregatte begriff das Manoeuver der Indianerin im Augenblicke und wollte eine gleiche Bewegung vornehmen; allein als sie im Begriffe war, es auszuführen, ließ sich an ihrem Bord ein fürchterliches Krachen hören, und der große Mast, von der letzten Ladung der Indianerin halb zerschnitten, wankte einen Augenblick wie ein entwurzelter Baum, dann fiel er auf die Vorderseite und erfüllte das Verdeck mit seinen Segeln und Takelwerk. Paul sah ein, was die Abfeuerung der Geschütze vollzogen hatte.

»Jetzt, Kinder, habt ihr es,« rief er, »als wär' es umsonst; ihr dürft nur nehmen! Noch eine solche Ladung in Pistolenschußweite und zum Entern!«

Die Indianerin gehorchte, wie ein wohl zugerittenes Roß, und ging auf den Feind los, ohne Widerstand, dessen einziges Hilfsmittel nun in einem Kampf Mann gegen Mann bestand, denn da er nicht mehr

manoeuvrieren konnte, wurden seine Kanonen überflüssig. Der Drako befand sich also in den Händen seiner Gegner, die, wenn sie sich in der Entfernung gehalten hätten, ihn so lange beschießen konnten, bis er ins Meer sank, die aber, eine solche Gattung des Sieges verachtend, ihm die letzte Ladung auf fünfzig Schritt zuschickten. Dann, als sie den Erfolg gesehen hatten, gingen sie auf ihn los, und die Fregatte warf ihre Segelstangen in die ihres Feindes und warf die Enterhaken aus. Sogleich leuchteten die Marsegel und Vordertheile der Indianerin wie Tarusbäume bei einem Freudenfeuer; glühende Granaten fielen auf den Bord des Drako, schnell und unaufhörlich wie Hagel. Dem Donner der Kanonen folgte das Geprassel des Gewehrfeuers, und mitten in diesem Höllenlärm ließ sich eine Stimme hören, wie die eines übermenschlichen Wesens:

»Muth! Kinder, Muth! hackt das Bugspriet an seinem Hinterdecke ab! Gut! befestigt sie an einander, wie den Verdammten an den Galgen! Feuer! die letzten Caronaden vor!«

Alle diese Befehle wurden wie durch Zauberei ausgerichtet: die beiden Fahrzeuge lagen wie durch Eisenbände an einander geschmiedet; die beiden Geschütze, die noch nicht gebraucht worden waren, fingen an zu dröhnen und kehrten das feindliche Verdeck durch einen Flug von Eisen. Dann erklang der furchtbare Schrei: »Geentert!«

Und das Beispiel zur Vorschrift fügend, warf der Kapitän Paul das Sprachrohr von sich, da es jetzt überflüssig ward, hestelte seinen Helm unter dem Halse zu, nahm den Säbel, den er am Gürtel trug, zwischen die Zähne und schwang sich auf das Bugspriet, um auf das feindliche Hinterdeck zu springen. Allein, wiewohl der Befehl, den er gegeben hatte, so schnell ausgeführt worden war, als der Donner auf den Blitz folgt, so war er doch nur der Zweite auf dem Verdecke des britischen Schiffes: der Erste darauf war der junge Gefangene, der seinen Rock von sich geworfen hatte, und nur mit einem Enterbeile bewaffnet, vor Allen dem Tode entgegen ging.

»Herr! die Disciplin an meinem Borde ist ihnen wohl nicht bekannt?« lachte Paul; »ich *muß* der Erste sein auf dem Schiffe, das ich entern will. Diesmal vergebe ich ihnen; aber daß sie mir nicht wiederkommen!«

Jetzt drangen die Matrosen der Indianerin, so wie sie es vermochten, überall und auf allen Seiten aufs Verdeck und fielen wie reife Früchte, wenn sie der Wind von Baume schüttelt, auf dasselbe. Die Engländer, die sich aufs Vorderdeck zurückgezogen hatten, demaskierten jetzt eine Caronade, die sie in Sicherheit brachten. Ein Wolkenbruch von Feuer und Flammen fuhr mitten unter die Belagerer. Verstümmelt fiel die Hälfte von Pauls Equipage auf das feindliche Deck, unter Geschrei und Fluchen . . . Allein stärker als lästernde Stimmen, erhob sich eine, die über Alles schallte:

»Vorwärts, Alles was lebt!«

Nun entstand ein Auftritt der schrecklichsten Verwirrung, ein allgemeiner Zweikampf: auf den furchtbaren Lärm des Geschützes und der Gewehre folgte die bloße Waffe, schweigend, sichrer, besonders bei Seeleuten, die sich diese Riesenwaffen seit zwei Jahrhunderten, da sie von den Schlachtfeldern verbannt sind, zugeeignet haben. Mit Äxten spalten sie sich die Köpfe; mit Messern öffnen sie sich die Brust; mit breiten eisernen Lanzen nageln sie sich an die Trümmer der Maste. Von Zeit zu Zeit fällt ein Pistolenschuß in diese Metzelei, aber isoliert und wie darüber beschämt, sich in ein solches Schlachten zu mischen. Das gegenwärtige dauerte in der unbeschreiblichsten Verwirrung etwa eine Viertelstunde; dann senkte sich Englands Flagge, und die Matrosen des Drako stürzten sich durch die Oeffnungen der Batterien in den untern Schiffsraum; auf dem Verdecke blieb Niemand als die Sieger, die Verwundeten und Todten, in deren Mitte aber stand der Kapitän der Indianerin, von seiner Equipage umgeben, den Fuß auf der Brust des feindlichen Commandeurs, zu einer Rechten den Lieutenant Walter, zur Linken den jungen Gefangenen, dessen Hemd starr war vom Blute und seine Theilnahme an dem Siege bezeugte.

»Jetzt ist. Alles vorüber!« sprach Paul, den Arm ausstreckend, »und wer noch einen Schlag thut, hat es mit mir zu thun!«

Dann reichte er dem jungen Gefangenen die Hand. »Herr,« sagte er, »diesen Abend werden sie mir ihre Geschichte zum Besten geben, nicht wahr? Denn dahinter steckt eine niederträchtige Kabale: man deportiert nur Verbrecher nach Cayenne, und sie, der sie so brav sind, können keiner sein!«

IV.

Sechs Monate nach diesen eben erzählten Begebenheiten, in den ersten Frühlingstagen 1779, fuhr eine durchaus mit Staub bedeckte Postchaise, langsam, obgleich mit kräftigen Pferden bespannt, auf dem Wege von Vannes nach Auray. Der darin sitzende, und durch die tiefen Gleise eines Feldwegs derb zusammengeschüttelte Reisende war unser alter Bekannter, der junge Graf Manuel, den wir zu Port-Louis fanden. Er kam in aller Hast von Paris auf ein Familienschloß, über welches und seine Bewohner, wir jetzt genauere und umständlichere Nachricht geben wollen. Der Graf Manuel d'Auray war aus einem der ältesten Geschlechter der Bretagne. Einer seiner Vorfahren war dem heiligen Louis in das gelobte Land gefolgt, und seitdem war der Name, dessen letzter Erbe er war, beständig bei den Siegen und bei den Niederlagen deren die Geschichte der Monarchie erwähnt, genannt worden: der Marquis d'Auray, Manuels Vater war Ludwigsritter, Commandeur von St. Michael und Großkreuz des heiligen Geistordens, und genoß, am Hofe Ludwigs XV., wo er die Stelle eines Feldmarschalls bekleidete, eine solche Stellung, wie sie seine Geburt, sein Vermögen und sein persönliches Verdienst mit sich brachte. Eine Vermählung mit Fräulein von Sablé die ihm

weder von Seiten ihres Geschlechts noch Ansehns nachstand, erhöhte diese Stellung noch mehr; so daß dem Ehrgeiz des jungen Paares, eine glänzende Laufbahn eröffnet war, als sich nach 5 Ehejahren plötzlich das Gerücht verbreitete, der Marquis habe auf einer Reise auf seine Güter, den Verstand verloren. Lange wollte man es nicht glauben: aber endlich kam der Winter, und weder er, noch eine Gemalin, erschienen in Versailles. Ein Jahr ließ man seine Stelle vakant, denn der König, der immer auf seine Wiederherstellung hoffte, weigerte sich sie zu vergeben; als aber auch der zweite Winter verging und nicht einmal die Marquise, der Königin ihre Aufwartung machte, so vergaß man ihn, denn in Frankreich vergißt man schnell. Die Abwesenheit ist ein Zehrfieber, dem die größten Namen in längerer, oder kürzerer Frist unterliegen. Das Grabtuch der Gleichgültigkeit breitete sich nach und nach über die Familie, die in ihrem Schloß wie in einer Gruft eingeschlossen, keine Stimme der Bitte, oder der Klage erhob. Nur die Genealogie hatte die Geburt eines Sohnes und einer Tochter aufgezeichnet; später entsproß kein Kind mehr aus dieser Ehe; so fuhren die Aurays fort, dem Namen nach unter Frankreichs Adel zu figuriren; allein seit 20 Jahren, hatten sie sich, weder in die innern Intriguen, noch politischen Geschäfte mehr gemischt, weder für die Pompadour noch Du Barry Parthei ergriffen, und weder in den Siegen des Marschalls von Broglie, noch bei den Niederlagen des Grafen

Clermont sich ausgezeichnet; sie waren weder Ton noch Echo mehr und persönlich ganz und gar vergessen worden.

Jedoch war der Name der Herren d'Auray zweimal, aber ohne Effekt am Hof genannt worden; zuerst als der junge Graf Manuel 1769 unter die Pagen Sr. Majestät Louis XV. war aufgenommen worden, und das zweite mal, als er von den Pagen, zu der Infanterie des jungen Königs Louis XVI. gekommen war. Er hatte einen Baron von Lectour, einen Seitenverwandten des Herrn von Maurepas gekannt, der ihm wohl wollte, und einen ziemlich bedeutenden Einfluß auf diesen Minister hatte. Manuel war dem alten Hofmann vorgestellt worden, der, nachdem er erfahren, daß dieser eine Schwester habe, eines Tags einige Worte über die Möglichkeit einer nähern Familienverbindung fallen ließ. Jung, ehrgeizig, gelangweilt hinter dem Schleier zu stecken, der seinen Namen bedeckte, glaubte Manuel in einer solchen Heirath ein Mittel zu sehn, die Stellung, die sein Vater bei dem verewigten Könige am Hofe besessen hatte, wieder einzunehmen, und hatte sich sehr eifrig bei dieser Eröffnung bewiesen. Herr von Lectour hatte unter dem Vorwande, die brüderlichen Bande, die ihn schon jetzt mit dem jungen Grafen vereinten, noch mehr zu befestigen, ein für Manuel um so schmeichelhafteres Zudringen bezeigt, da er seine Schwester, deren Hand er begehrte, noch nie gesehn hatte. Die Marquise ihrerseits,

hatte diese Combination mit Freuden gebilligt, da ihrem Sohne dadurch der Weg in Gunst zu gelangen, eröffnet ward, so daß diese Heirath unter den beiden jungen Männern, wenigstens unter den beiden Familien abgeschlossen war und Manuel dem Bräutigame drei bis vier Tage vorauseilend, jetzt seiner Mutter zu melden kam, daß Alles nach ihren Wünschen abgeschlossen sei. Was Margarethen, die künftige Gemalin, betraf, hatte man sich damit begnügt, ihr den gefaßten Entschluß mitzuteilen, ohne ihre Einwilligung zu begehren, ohngefähr so, wie man dem Verbrecher ein Todesurtheil bekannt macht.

Es war also, gewiegt von den glänzenden Träumen einer künftigen Erhebung, und mit den kühnsten Entwürfen des Ehrgeizes im Geiste liebkosend, daß der junge Graf Manuel in das düstre Schloß seiner Ahnen zurückkehrte, dessen lehnsherrliche Thürmchen, finstre Mauern und der mit Gras bewachsene Hof, einen schneidenden Contrast mit den goldnen Hoffnungen bildeten, die er in sich trug. Das Schloß lag eine und eine halbe Lieus entfernt von jeder Behausung. Eine seiner Facaden ging auf einen Theil des Meeres, dessen stets vom Sturm gejagten Wogen, ihm den Namen des wilden Oceans gaben. Die andre auf einen ungeheuern, aber seit zwanzig Jahren sich und seiner eigensinnigen Vegetation ganz überlassenen Park, der zu einem Walde geworden war. Die Zimmer waren beständig verschlossen, mit

Ausnahme der von der Familie bewohnten; und ihr, unter Louis XIV. neugewesenes Meublement, hatte durch die Sorgfalt einer zahlreichen Dienerschaft, den reichen, aristokratischen Anblick behalten, den die modernen Meublen zu verlieren anfangen, die zwar eleganter, aber weniger grandios waren, ob sie gleich aus den Kunstgewölben Boules, des Hoftapeziers hervorgingen.

Es war in eines dieser Gemächer mit hohen Simsien ausgehauenen Kamin, und eine Frescodecke, wohin der Graf sich bei seiner Ankunft beugte ehrfurchtsvoll ein Knie auf den Boden und verbeugte sich, die dargebotene Hand küssend.

»Steht auf, Graf!« sagte sie, »ich bin beglückt, euch wieder zu sehn.«

Sie sprach diese Worte so kalt, als ob sie der Sohn erst den Tag zuvor verlassen hätte. Manuel gehorchte, führte sie in einen großen Sessel und blieb vor ihr stehn, als sie sich niederließ.

»Ich habe euern Brief erhalten, Graf!« sagte sie jetzt, »und belobe eure Geschicklichkeit. Ihr scheint mir mehr zum Diplomaten geboren, als für den Krieg, und solltet den Baron von Lectour bitten um eine Gesandtenstelle, statt eines Regiments für euch anzuhalten.«

»Lectour ist bereit, um Alles anzuhalten was wir wünschen, gnädigste Frau, und was noch mehr ist, er wird auch Alles erhalten, so groß ist ein Einfluß auf

Herrn von Maurepas, und so verliebt ist er in meine Schwester!«

»Verliebt in eine Dame die er nie gesehen, hat?«

»Lectour ist ein gefühlvoller Edelmann, und das Bild, das ich ihm von Margaris entworfen habe, vielleicht auch die Nachrichten, die er von unserem Vermögen eingezogen hat, haben ihm das lebhafteste Verlangen eingeflößt, ihr Sohn zu werden und mich Bruder zu nennen. Auch hat er darauf gedrungen, daß alle vorläufigen Ceremonien während seiner Abwesenheit geschehen möchten. Sie haben die öffentliche Proklamation des Aufgebots befohlen?«

»Ja!«

»So können wir übermorgen den Contract unterschreiben?«

»Mit Gottes Hilfe wird Alles bereit sein.«

»Tausend Dank, gnädige Frau!«

»Sag mir aber,« fuhr die Marquise fort, sich auf den Sessel lehnend, und sich zu ihm hinneigend, »hat er dir keine Fragen gethan, wegen dem jungen Menschen, dessen Deportation er durch die Ordre des Ministers bewirkt hat?«

»Ganz und gar nicht. Diese Dienste gehören zu denen, die man ohne Erklärung verlangt und mit Vertrauen gewährt, und man ist unter Leuten die **savoir vivre** besitzen, im voraus, einverstanden, sie zu vergessen,

sobald sie geleistet sind.«

»Also — weiß er nichts? . . .«

»Nein! wüßte er's aber auch?«

»Nun?«

»Nun, gnädige Frau, so hielt ich ihn für philosophisch genug, daß diese Entdeckung auf seinen Entschluß keinen Einfluß hätte.«

»Das dachte ich mir, er ist ruiniert,« antwortete die Marquise mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung, als spräche sie mit sich selbst.

»Und wenn auch, gnädige Frau!« antwortete Manuel mit Unruhe, »so hoffe ich, ihr Entschluß würde derselbe bleiben.«

»Sind wir denn nicht reich genug, ihm wieder Vermögen zu verschaffen, wenn er uns zu einer Stellung verhilft?«

»So wäre es blos meine Schwester . . .«

»Zweifelst du, daß sie gehorcht, wenn ich gebiete?«

»Glauben sie denn, daß sie Lusignan vergessen hat?«

»Seit sechs Monaten hat sie wenigstens nicht gewagt, sich seiner vor mir zu erinnern!«

»Erwägen sie, meine Mutter!« fuhr Manuel fort, »daß diese Heirath das einzige Mittel ist, unserer Familie wieder aufzuhelfen; denn ich darf ihnen nichts verbergen; mein Vater, der seit fünfzehn Jahren krank und eben so lange vom Hofe entfernt ist, war von dem alten Könige

vor seinem Tode, von dem jungen Könige als er auf den Thron kam, durchaus vergessen worden. Ihre tugendhafte Sorgfalt für den Marquis, hat ihnen nicht erlaubt, ihn einen Augenblick zu verlassen, seitdem er die Vernunft verloren hat; ihre Tugenden, gnädige Frau, sind solche, die nur Gott sieht und belohnen kann, aber die Welt übersieht, und während sie in diesem alten, im Grunde der Bretagne verlorenen Schlosse ihre heilige, trostreiche Bestimmung erfüllen, die ihre Strenge, eine Pflicht nennt, verschwanden die alten Freunde, starben oder vergaßen, so daß — es ist hart es sagen zu müssen, wenn man wie wir **600** Jahre des Ruhmes zählt! — als ich wieder am Hofe erschien, kaum mein Name, der Name des Geschlechts d'Auray, den Majestäten anders bekannt war, als eine historische Erinnerung!«

»Ja — ja, die Könige haben ein kurzes Gedächtniß, ich weiß es!« murmelte die Marquise; aber, als bereue sie diese Lästerung, fuhr sie fort: »ich hoffe, daß Gottes Segen sich über die Majestäten und über Frankreich verbreite!«

»Ei , wer sollte ihr Glück antasten?« versetzte Manuel mit jener vollkommenen Zuversicht auf die Zukunft, die zu dieser Zeit ein entscheidender Charakterzug der thörichten und sorglosen Jugend des Adels war. »Louis XVI. ist jung und gut; Marie Antoinette jung und schön: beide sind von einem braven loyalen Volke geliebt. Gott feige priesen, das Geschick hat sie so gestellt, daß sie

kein Unfall erreichen kann!«

»Mein Sohn,« versetzte die Marquise, den Kopf schüttelnd, »glaube mir, Niemand ist so gestellt, daß ihm Irrthum und menschliche Schwäche nicht erreichen könnte. Kein Herz ist weder so seiner selbst Herr, als es glaubt, noch, so standhaft es auch immer sei, vor Leidenschaften geschützt; und kein Haupt, wär es auch ein gekröntes, kann dafür stehen, nicht grau zu werden über Nacht. Das Volk ist brav und loyal, sagst du?« — sie stand auf, ging langsam auf das Fenster zu und streckte mit feierlicher Geberde die Hand aus. »Siehst du dieses Meer? es ist ruhig und still, und doch kann es vielleicht morgen, diese Nacht, in einer Stunde vielleicht vom Hauche des Sturmes bewegt, das Hilfsgeschrei der Unglücklichen zu hören geben, die es verschlingt. So entfernt, als ich auch von der Welt lebe, haben doch sonderbare Gerüchte mein Ohr erreicht, als ob unsichtbare, prophetische Geister sie brächten! Ist nicht eine philosophische Sekte vorhanden, die einige berühmte Männer zu ihren Irrthümern fortgerissen hat? Spricht man nicht von einem ganzen Welttheile, der sich von dem Mutterlande los machte, dessen Kinder ihren Vater nicht mehr anerkennen? Giebt es nicht ein Volk, das sich den Titel Nation giebt? Habe ich nicht sagen hören, daß gemeine Leute über den Ocean gezogen sind, um den Empörern die Schwerter anzubieten, die ihre Vorfahren nur bei dem Aufrufe ihrer legitimen Monarchen gezogen

hatten; und hat man mir nicht auch erzählt — oder ist's ein Traum meiner Einsamkeit? daß der König Louis XVI. und Marie Antoinette selbst vergessen haben, daß die Monarchen ein Brüdergeschlecht sind, diese bewaffneten Umtriebe autorisiert, und Gott weiß, welchen Piraten Freibriefe gegeben haben?« —

»Das Alles ist wahr!« sagte Manuel erstaunt.

»So wache Gott über die Majestäten von Frankreich!« versetzte sie und zog sich langsam zurück, ihren Sohn über dieses schmerzliche Voraus, sehen so verblüfft lassend, daß er sie aus dem Gemache gehen sah, ohne ein Wort an sie zu richten, um sie zum Bleiben zu bewegen, oder eine Geberde, als wolle er sie aufhalten.

Manuel blieb ernst und nachdenkend unter den Trauerschatten, die seine Mutter auf ihn geworfen hatte; bald aber gewann sein sorgloser Charakter wieder die Oberhand, und als wolle er die Ideen dadurch verändern, daß er seinen Horizont veränderte, verließ er das Fenster, welches aufs Meer ging, und trat zu einem, welches das Feld zeigte, und von dem man die Ebene übersah, welche sich von Auray nach Vannes erstreckte. Kaum hatte er einige Minuten dort gestanden, als er zwei Reiter auf demselben Wege erblickte, den er erst zurückgelegt hatte, und die aufs Schloß zukamen. Anfangs konnte er wegen der Entfernung zu keiner Meinung über sie gelangen; aber als sie näher kamen, sah er deutlich, daß es Herr und Diener war. Der erste war nach der damaligen Mode der

Elegants gekleidet, das heißt, er trug eine grüne Redingote mit goldnen Schnüren, weiße Tricotpantalons und überschlagene Stiefeln; sein runder Hut hatte eine breite Tresse; die Haare trug er mit einer Unzahl von Bändern aufgeknüpft, und er ritt einen Engländer von hohem Werthe und großer Schönheit, den er mit der Anmuth eines vollkommenen, gelernten Reiters lenkte. In einiger Entfernung ritt sein Bedienter, dessen aristokratische Livree in völliger Uebereinstimmung mit dem vornehmen Ansehen des Gebieters fand. Einen Augenblick glaubte Manuel, als er sie gerade aufs Schloß zureiten sah, es sei der Baron von Lectour, der seine Reise beschleunigt habe und ihm bei seiner Ankunft schon überraschen wollte; aber bald erkannte er seinen Irrthum; dennoch war es ihm, als habe er den Cavalier schon irgendwo gesehen; allein es war ihm nicht möglich, sich an den Ort und die Nebenumstände zu erinnern, wo er ihm begegnet war.

Während er in seinem Gedächtnisse nach der Begebenheit forschte, mit welcher die oberflächliche Erinnerung an diesen Mann in Beziehung stehen könne, verschwanden sie hinter dem Winkel einer Mauer. Fünf Minuten nachher hörte Manuel die Schritte ihrer Pferde im Hofe, und fast zu gleicher Zeit machte ein Bedienter die Thür auf und meldete Herrn Paul!

V.

Der Name sowohl, als der Anblick des Angemeldeten erweckte jetzt in Manuels Gedächtniß eine verworrene Erinnerung, zu der er weder Datum, noch Ereigniß wußte, als der, dem der Bediente vorausgegangen war, zu einer Thür herein trat, die der, durch welche sich die Marquise entfernt hatte, gegenüber war. Wiewohl die Visite zu jener Zeit lästig fiel, und der junge Graf, mit Entwürfen für die Zukunft erfüllt, vorgezogen hätte, sie zu überlegen, als in sein Herz zu verschließen, so sah er sich doch durch die Convenienzen des Anstandes, welche zu der Zeit unter gebildeten Leuten sehr streng genommen wurden, gezwungen, den Besuch, dessen Benehmen übrigens einen Mann von Welt, Artigkeit und Auszeichnung ankündigte, zu empfangen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen winkte der Graf dem Unbekannten, Platz zu nehmen; dieser verbeugte und setzte sich; die Unterhaltung begann mit alltäglicher Höflichkeit.

»Ich bin sehr erfreut, sie zu treffen, Herr Graf!« sagte der Fremde.

»Der Zufall hat mir wohl gewollt,« antwortete Manuel; »eine Stunde früher hätten sie mich nicht gefunden, mein Herr! Ich komme eben von Paris.«

»Ich weiß es, Herr Graf, denn wir machten denselben Weg; ich reiste eine Stunde nach ihnen ab und erhielt längs des Weges Nachricht von ihnen durch die Postillone, welche die Ehre hatten, sie zu fahren.«

»Darf ich fragen, mein Herr,« versetzte der Graf mit einem Ausdrücke, der einiges Mißvergnügen durchschimmern ließ, welchem Umstände ich diesen Antheil an meiner Person verdanke?«

»Unter alten Bekannten ist ein solcher natürlich, und dürfte ich mich vielleicht beklagen, daß er nicht gegenseitig ist!«

»In der That, mein Herr, ich glaube ihnen irgendwo begegnet zu sein; doch ist meine Erinnerung nicht mehr deutlich genug. Haben sie die Güte, ihr nach zu helfen.«

»Wenn das gegründet ist, was sie mir da sagen, Herr Graf, so ist ihr Gedächtniß in der That sehr flüchtig, denn seit sechs Monaten habe ich zum dritten Male die Ehre, mich mit ihnen zu becomplimentieren.«

»Und sollte ich mir neue Vorwürfe zu ziehen mein Herr, sehe ich mich gezwungen, meine Unbestimmtheit in Rücksicht ihrer zu bekennen. Haben sie also, ich bitte, die Güte, mir jene Epochen durch Datum und Ereignisse zu bestimmen und mir ins Gedächtniß zurückzurufen, bei was für Gelegenheiten ich die Ehre hatte, sie zuerst zu sehen.«

»Das erste mal, Herr Graf, war es auf den Dünen von

Port-Louis. Sie wünschten Auskunft über eine gewisse Fregatte, die ich so glücklich war ihnen geben zu können. Ich glaube sogar, daß ich sie an den Bord begleitete. Da war ich im Kostüm eines Seekadetten der König Marine, und sie in der Uniform der Infanterie«

»In der That, nun erinnere ich mich, mein Herr, und ich mußte sogar das Schiff verlassen, ohne ihnen meinen Dank abzustatten zu können.«

»Sie irren Herr Graf, ich habe ihn bei unserer zweiten Entrevue erhalten.«

»Wo denn?«

»Am Bord des Schiffes, in das ich sie gebracht hatte: in der Kajüte. Dießmal trug ich die Kapitänsuniform: blauen Rock, rothe Weste und Unterkleider, graue Strümpfe, dreieckigen Huth, und gerollte Haare. Nur schien der Kapitän **30** Jahr älter als der Seekadett, und es war nicht ohne Ursache, daß ich mich so alt gemacht hatte, denn kaum hätten sie einem Jüngling ein so wichtiges Geheimniß vertraut, als sie mir damals mittheilten.«

»Was sie mir da erinnerlich machen, ist unglaublich, mein Herr, und doch — muß es wahr seyn. Ja, ja ich erinnere mich, daß ich in dem Schatten, in welchen sie sich zurückzogen, solche Augen glänzen sah, wie die ihrigen. Ich habe sie nicht vergessen. Und das war das vorletzte mal, sagen sie, daß ich die Ehre hatte sie zu

sehn? fahren sie fort, mein Herr, meinem Gedächtnisse nachzuhelfen, ich bitte, denn an das letzte mal kann ich mich durchaus nicht erinnern.«

»Das war... vor **8** Tagen, Herr Graf. . . in Paris, bei einem Angriffe St. Georges, **Rue Chauteraine**. Nicht wahr, sie erinnern sich eines Kavaliers, eines Engländers: er hatte rothe Haare, die der Puder kaum verbarg, ein rothes Kleid, enge Unterkleider. Ich hatte die Ehre mit ihnen zu fechten, Herr Graf, und war so glücklich sie dreimal zu entwaffnen, ohne daß sie mich ein einziges Mal treffen konnten. Damals hieß ich Jones.«

»Sehr sonderbar! das war freilich sein Blick, aber derselbe Mann können sie nicht sein!«

»Weil es Gott gefallen hat, daß der Mensch sich in Allem verstellen kann, aber nicht im Blick!« antwortete Paul, »darum hat er jedem eine Feuerflamme gegeben. Nun denn, dieser Seekadett, dieser Kapitän, dieser Britte — war ich.«

»Und was sind sie heute, mein Herr, wenns ihnen gefällig ist? denn bei einem Manne der sich so vollkommen verstellen kann, ist — daß werden sie einsehn! — eine solche Frage nicht überflüssig?«

»Sie sehn, Herr Graf, daß ich heute keine Ursache habe mich zu verstellen; so komme ich denn zu ihnen in der einfachen Tracht eines Negligés, wie es die Kavaliers tragen, wenn sie einander als Nachbarn auf dem Lande

besuchen. Heute bin ich, was ihnen beliebt aus mir zu machen: Franzose, Britte, Spanier, Amerikaner sogar. In welcher dieser Zungen befehlen fiel die Unterhaltung fortzusetzen?«

»Ob mir gleich einige dieser Sprachen eben so geläufig sind als ihnen, mein Herr, so zieh ich doch die französische vor; sie ist am reichsten an kurzen und bündigen Ausdrücken.

»Es sey, Herr Graf!« antwortete Paul mit einem tiefen Ausdruck von Schwermuth. »Auch ich ziehe die französische Sprache vor, ich erblickte in Frankreich das Licht, Frankreichs Sonne erhellte zuerst meine Augen; und ob ich gleich oft genug, fruchtbarere Länder und eine glänzendere Sonne gesehen habe, so giebt es für mich nur *ein* Land, nur *eine* Sonne: Frankreich!«

»Ihr Nationalenthusiasmus « höhnte Manuel, »läßt sie vergessen, welchem Gegenstand ich die Ehre ihres Besuchs zu verdanken habe?«

»Sie haben Recht, Herr Graf, ich komme darauf zurück. Sechs Monat also sind es, daß sie, als sie auf den Dünen von Port-Louis spazierten, ein Schiff von enger Bauart, mit schlanken Masten im äußern Hafen vor Anker sahen, und sich sagten: der Kapitän dieses Fahrzeugs, muß eine nur ihm bekannten Ursachen haben, so viel Leinwand und so wenig Holz zu tragen. Da entstand der Gedanke in ihnen, daß ich ein Flibustier, ein

Pirat, ein Korsar, was weiß ich's, sein müsse.«

»Habe ich mich denn geirrt?« fragte Manuel.

»Ich denke ihnen schon meine Bewunderung ihres Scharfblicks ausgesprochen zu haben, mein Herr!« sagte Paul, mit einem leichten Anflug von Scherz, »sie durchschauen Menschen und Dinge auf dem ersten Blick!«

»Ersparen sie die Complimente!— zur Sache!«

»In dieser Ueberzeugung, ließen sie sich also von einem gewissen Fähnrich an Bord führen, und fanden in der Kajüte einen gewissen Kapitän. Sie überbrachten ihm einen Brief von dem Minister der königlichen Marine, welcher jedem Officier bei einem langen Cours, dessen Fahrzeug die französische Flagge trug, und als solcher von ihnen anerkannt würde, wenn er nach dem Golf von Mexico schiffe, ein Individuum, Namens Lusignan, als Staatsverbrecher nach Cayenne zu deportieren, befahl.«

»So ist's!«

»Ich gehorchte dieser Ordre, denn damals wußte ich noch nicht, daß dieser große Verbrecher, kein andres Verbrechen begangen hatte, als der Liebhaber ihrer Schwester zu sein.«

»Mein Herr!« schrie Manuel und sprang auf.

»Hier sind ein Paar schöne Pistolen, Herr Graf!« fuhr Paul gleichmüthig fort, mit den Waffen spielend, die Manuel bei seiner Ankunft auf den Tisch geworfen hatte.

»Und auch geladen!« antwortete Manuel mit einem Accent, der so scharf war, daß er nicht täuschen konnte.

»Treffen sie gut?« fuhr Paul mit angenommener Gleichgültigkeit fort.

»Davon können sie sich leicht überzeugen, mein Herr, wenn sie einen Gang in den Park mit mir machen wollen!« antwortete Manuel.

»Es ist nicht nöthig, deshalb hinunterzugehen!« sagte Paul, als schiene er Manuels Vorschlag nicht in seinem herausfordernden Sinne zu begreifen.

»Hier ist ein Ziel und die Entfernung angemessen.«

Mit diesen Worten nahm der Kapitän das Pistol und richtete es aus dem offenen Fenster auf den Wipfel eines jungen Baumes. Ein Rothkehlchen wiegte sich in den höchsten Zweigen mit freudigem, durchdringenden Gesange; der Schuß ging los, und der arme Vogel fiel, mitten von einander geheilt, an dem Fuße des Baumes nieder. Ruhig legte Paul das Pistol wieder auf den Tisch.

»Sie hatten Recht, Herr Graf!« sagte er, »es sind gute Waffen, ich rathe ihnen, sie beizubehalten.«

»Sie haben mir einen sonderbaren Beweis davon gegeben, mein Herr!« antwortete der Graf, »und ich muß gestehen, daß sie eine sehr sichere Hand haben.«

»Was wollen sie, Herr Graf?« versetzte Paul, mit dem ihm so eignem schwermüthigen Accent, »wenn es so lange Tage der Stille giebt, wenn kein Lüftchen über den

Spiegel Gottes sich kräuselt, den man den Ocean nennt, sind wir Seefahrer wohl gezwungen Zerstreuungen aufzusuchen, die ihnen auf dem Festlande entgegen kommen. Dann üben wir unsere Geschicklichkeit an dem Geflügel, daß sich sanft auf dem Gipfel der Wogen wiegt, und daß sich vom Himmel stürzt, um die unvorsichtigen Fische wegzufangen, die auf der Oberfläche des Wassers sich zeigen, an den, von einer langen Reise ermüdeten Schwalben, die sich auf die Spitzen unserer Rahs und Spieren setzen. So, Herr Graf, treibt jeder seine Profession, und so erlangen wir eine gewisse Kraft in unsern Uebungen, welche uns nicht ganz angemessen zu seyn scheinen.«

»Fahren sie fort, mein Herr, und wenn's möglich ist, kommen wir zu unserer Sache zurück.«

»Dieser Lusignan war ein guter, tapferer Jüngling! Er erzählte mir eine Geschichte, wie er nach dem Tode seines Vaters, eines alten Freundes des ihrigen, der ihn ohne Vermögen hinterließ, von diesem einige Jahre zuvor, eh' er aus einer unbekanntem Ursache, den Verstand verlor, an Kindes statt angenommen und mit ihnen erzogen ward; wie er ihnen von Kindheit an, Haß und ihrer Schwester Zuneigung einflößte; er sagte daß diese langen Jugendjahre, die sich in derselben Einsamkeit entwickelten, ihm und ihrer Schwester durchaus nicht vereinzelt vorkamen, wenn sie bei einander waren! Er erzählte mir die Geschichte dieser

jugendlichen Liebe mit allen Umständen und wie eines Tags Margaris die Worte jener Veroneserin zu ihm sprach: Ich will dein sein bis ins Grab!«

»Und das hat sie nur mehr als zu gut gehalten!«

»Ja, nicht wahr? und ihr andern tugendhaften Leute, nennt es Schande und Entehrung, wenn so ein armes Kind, das sogar durch seine Unschuld gefallen ist, der Jugend, der Liebe, der Leidenschaft nachgab? ihre Mutter, deren Pflichten sie von ihrer Tochter entfernten und ihrem Gemal näherten — denn die Tugenden ihrer Mutter sind mir bekannt, wie die Schwächen ihrer Schwester, Herr Graf! — es ist eine strenge Dame, strenger vielleicht, als es ein menschliches Wesen sein sollte, das vor andern den Vorzug voraus hat, nie gefallen zu sein. Ihre Mutter, sag' ich, hörte einstens in der Nacht ein nicht zu unterdrückendes Geschrei; sie kam in's Gemach ihrer Schwester, ging bleich und stumm zu ihrem Lager, riß kaltblütig ein neugebornes Kind aus ihren Armen und entfernte sich mit diesem, ohne einen Vorwurf an ihre Tochter zu richten, aber noch bleicher und schweigender als fiel gekommen war. Die arme Margarethe stieß weder eine Klage, noch einen Schrei mehr aus: sie war ohnmächtig geworden, bei dem Anblicke ihrer Mutter. Ist's so, Herr Graf? bin ich genug am unterrichtet? und ist diese schreckliche Geschichte wahr?«

»Da sie alles so, genau wissen, muß ich's wohl zu

geben!« murmelte Manuel.

»Diese ganzen Einzelheiten sind in den Briefen ihrer Schwester enthalten!« sagte Paul, eine Briefftasche öffnend, die mir Lusignan eingehändigt hat, als sie die Gewogenheit hatten, ihm einen Platz unter Mördern und Verbrechern zu verschaffen, damit ich sie der zurückbrächte, die sie geschrieben hat.

»Geben sie mir diese Briefe, mein Herr!« rief Manuel, die Hand nach der Briefftasche ausstreckend, »sie sollen der Unvorsichtigen treu übergeben werden!«

»Die sich bei der einzigen Person zu beklagen wagte, die fiel in der Welt liebt, nicht wahr?« fiel Paul ihm in's Wort, und zog die Briefftasche zurück, »unvorsichtiges junges Mädchen, der einer Mutter das Kind ihres Herzens entreißt, und das seine bitteren Thränen in dem Schooße des Vaters dieses Kindes zu vergießen wagt? unvorsichtige Schwester! die, da sie bei ihrem Bruder keinen Schutz fand gegen eine solche Tyrannei, seinen edlen Namen kompromittiert hat, weil sie mit ihm diese Briefe unterschrieb, die in den Augen einer einfältigen, partiischen Welt. . . wie nennen sie das, die Hochgestellter? . . . ihre Familie entehren konnten! — nicht so?« —

»Mein Herr!« rief Manuel erglühend vor Ungeduld, »da sie die schreckliche Wichtigkeit dieser Papiere kennen; so entledigen sie sich dieses Auftrags und geben

sie dieselben meiner Mutter oder Schwester!«

»Dies war mein Vorsatz, als ich in Lorient vor Anker ging; aber es sind etwa zehn bis zwölf Tage, daß ich in eine Kirche ging« . . .

»In eine Kirche?«

»Ja, mein Herr!«

»Was wollten sie denn dort?«

»*Beten!*«

»Ach so, der Herr Hauptmann Paul glaubt an Gott!«

»Und wenn ich nicht an den glaubte, mein Herr, wen würde ich anrufen im Sturme?«

»Nun, und in dieser Kirche?«

»In dieser Kirche, mein Herr, hörte ich von dem Priester die nahe Vermählung des hochgeborenen Fräuleins Margarethe d'Auray mit dem hochwohlgeborenen und angesehenen Herrn Baron von Lectour ankündigen. Da forschte ich nach ihnen; sie waren in Paris: ich mußte auch dahin, um dem Könige Bericht von meiner Sendung abzustatten.«

»Dem Könige?«

»Ja, Herr Graf, Sr. Majestät dem Könige Louis XVI. . . Ich reiste ab und hoffte, mit ihnen zurück zu kommen. In Paris begegnete ich ihnen bei St. Georges, vernahm ihre nahe Abreise, richtete die meinige darnach ein, damit wir fast zu gleicher Zeit hier ankamen, und . . . hier bin ich Herr Graf mit einem von meinem erst gefaßten sehr

verschiedenen Entschlusse, den ich vor drei Wochen für richtig hielt, als ich in der Bretagne landete.«

»Und dieser Entschluß? — denn wir müssen zu Ende kommen!«

»Nun denn, ich denke, da Alles, selbst ihre Mutter die arme Waise vergißt, ich mich ihrer wohl annehmen muß! In der Lage, in der sie sind, Herr Graf, und mit ihrem Verlangen, sich mit dem Barone Lectour zu Duellieren (der in ihren Gedanken der Einzige ist, der ihre ehrgeizigen Pläne realisieren kann), sind diese Briefe wohl 100.000 Francs werth, nicht wahr? und diese werden kaum eine Bresche in ihr Vermögen machen.«

»Allein wer beweist mir, daß diese Summe?«

— »Sie haben Recht, Herr Graf, auch will ich diese Briefe gegen den Contract einer Rente für den jungen Hector von Lusignan austauschen.«

»Und das wäre Alles?«

»Ich will auch noch von ihnen fordern, mir das Kind zu überlassen, das ich von diesem kleinen Vermögen will erziehen lassen, und zwar fern von der Mutter, die ihn vergessen hat, und von dem Vater, den sie verbannt haben.«

»Gut, mein Herr, hätte ich gewußt, daß sie wegen einer so geringen Summe und wegen eines so armseligen Interesses gekommen sind, so hätte ich mich nicht so sehr beunruhigt. Doch werden sie erlauben, daß ich mit

meiner Mutter darüber spreche!«

»Herr Graf!« rief ein Bedienter, der zur Thür herein kam.

»Laß mich zufrieden, ich bin für Niemand zu sprechen! antwortete jener ungeduldig.

»Fräulein Margarethe will den Herrn Grafen sprechen!«

»Sie soll wiederkommen!«

»Sie wünscht aber sogleich!«

»Geniren sie sich nicht wegen mir!« fiel Paul ein.

»Aber meine Schwester darf sie doch unmöglich sehen — das finden sie doch wohl?«

»Ich gebe das zu; da es aber von Wichtigkeit ist, daß ich das Schloß nicht vor Abschluß der Sache, die mich her geführt hat, verlasse, so erlauben sie mir, in dieses Cabinet zu gehen.«

»Sehr gern!« sagte Manuel, die Thür aufmachend, und kaum hatte er sie wieder zugemacht, so erschien Margarethe.

VI.

Margarethe d'Auray, deren Geschichte unsere Leser durch die vorige Unterhaltung erfahren haben, war eine jener zarten, blassen Schönheiten, die in Allem, was sie sind, ein gewisses Zeichen vornehmer Herkunft beurkunden. Im ersten Augenblicke errieth man durch die weiche Geschmeidigkeit ihres Wuches, die bleiche Zartheit ihrer Haut, in der Form ihrer spitzigen Hände mit rosigen, durchsichtigen Nägeln die Aristokratie des Geschlechts. Es war erwiesen, daß ihre beiden Füße, die so klein waren, daß sie in einem gewöhnlichen Frauenschuhe füglich Platz gehabt hätten, nur auf dem Teppiche eines Salons, oder dem blühenden Rasen eines Parks gewandelt waren. In ihrem höchst anmuthigem Gange war etwas Vornehm stolzes, welches an die Ahnenbilder erinnerte; kurz, man errieth, was ihre Seele, die zu jedem Opfer begeistert war, daß man ihr auf legte, sich auch gegen alle Tyranneien empören konnte; daß Pflichttreue in ihr eine instinktartige Tugend, Gehorsam aber ihrem Geiste nur eine Auflage ihrer Erziehung war, so daß sie der Sturm des Lebens, der über sie hin tobte, nur wie eine Lilie bog, nicht wie ein Rohr zerknickte.

Als sie aber jetzt eintrat, drückten ihre Züge eine gänzliche Entmuthigung aus; auf ihren Wangen glänzten

noch frisch vergossene Thränen, und ihr Körper neigte sich gleichsam unter dem Gewichte eines entschiedenen Unglücks, so daß Manuel begriff, wie sie alle ihre Kräfte bedurft hatte, um ruhig zu scheinen.

Als sie ihn erblickte, nahm sie sich augensichtlich zusammen und nahte sich mit krampfhafter Standhaftigkeit dem Sessel, in dem er saß, als sie aber auf einen Zügen Unwillen über diese Störung las, blieb sie stehn, und die beiden Kinder *einer* Mutter, denen die Gesellschaft keine gleiche Rechte verlieh, betrachteten sich als Fremde, das Eine mit dem Blicke des Ehrgeizes, das Andre mit dem der Furcht. Nach und nach ermannte sich Margarethe.

»Endlich bist du wieder da, Manuel!« sagte sie zu ihm, »ich wartete auf deine Ankunft, der Blinde auf das Licht. Und doch kann ich an der Art deines Empfanges leicht sehen, daß deine Schwester Unrecht hatte, auf dich zu rechnen!«

»Wenn meine Schwester das wieder geworden wäre,« antwortete Manuel, »was sie stets hätte sein sollen, eine unterwürfige, achtungsvolle Tochter, so würde sie während meiner Abwesenheit haben einsehen lernen, was ihr Rang und ihre Stellung von ihr fordern; sie hätte dann die vergangenen Ereignisse vergessen, als Dinge, die nicht hätten geschehen sollen, und sich vorbereitet auf die neue Zukunft, die sich ihr eröffnet. Wenn sie auf solche Weise zu mir kommt, so sind ihr meine Arme geöffnet,

und sie immerdar meine Schwester.«

»Höre was ich dir sage!« erwiderte Margarethe, »und halte meine Worte für eine Rechtfertigung für mich, als für einen dir gemachten Vorwurf. Wenn meine Mutter, welche anzuklagen Gott mich behüte, denn eine heilige Pflichte entfernte sie von uns, wenn sie, sage ich, *das* für mich gewesen wäre, was alle Mütter sind, so hätte ich ihr stets mein Herz aufgeschlossen wie einer Mutter, daß sie darinnen wie in einem Buche gelesen haben würde. Dann hätten sie mich bei den ersten Worten von einer fremden Hand hineingeschrieben, gewarnt vor der Gefahr, und ich — sie geflohen. Wäre ich mitten in der Welt erzogen worden, statt daß ich im Schatten dieser alten Eichen aufwuchs, wie eine wilde Blume, so hätte ich von meiner Kindheit an, den Rang und die Stellung gekannt, an die du mich heute erinnert, und hätte mich dann wahrscheinlich nicht von dem Anstand entfernt, den er vorschreibt, und von den Pflichten, die er auflegt. Endlich, wenn ich mitten unter die Weltfrauen geworfen worden wäre, deren lustigen Witz und leichtes Herz ich dich so oft rühmen hörte, die ich aber nicht kenne, so dürfte ich wohl denselben Fehler, den ich aus Liebe beging, aus Leichtsinn begangen haben; und dann, ja! das fasse ich! hätte ich das Vergangene vergessen und neue Erinnerung auf die Oberfläche derselben säen können, wie man Blumen auf Gräber pflanzt, ja, ich hätte den Platz aus dem sie entstanden wären vergessen, mir von

diesen Blumen ein Bouquet zum Ball und einen Brautkranz winden können. Aber, unglücklicher Weise, ist dem nicht also, Manuel. Man hieß mich Acht haben, als es nicht mehr Zeit war, die Gefahr zu meiden; man erinnerte mich an meinen Rang und an meine Stellung, als ich schon gefallen war, und nun sinnt man meinem Herzen an, sich den Freuden der Zukunft zuzuwenden, da es versunken ist, in den Jammer der Vergangenheit!«

»Und der Schluß von dem allen?« fragte Manuel mit Bitterkeit.

»Du allein kannst ihn, wenn auch nicht glücklich, wenigstens doch *rechtlich* machen, Manuel. Zu meinem Vater kann ich keine Zuflucht nehmen, ach Gott! ich weiß nicht einmal, ob er mich als seine Tochter erkennen würde. Zu meiner Mutter kann ich keine Hoffnung mehr fassen. Ihr Blick erstarrt, ihre Worte tödten mich; so konnte ich also nur dich aufsuchen, und zu dir sagen: Mein Bruder, du bist das Haupt des Hauses, du bist's der jetzt vor unser aller Ehre verantwortlich ist! Ich habe aus Unwissenheit gefehlt, und mein Fehler ist bestraft worden wie ein Verbrechen, ist das nicht genug?«

»Und dann, dann! murmelte Manuel, »was verlangst du mehr?«

»Ich verlange, Bruder, da ihr die Verbindung mit dem, den ich allein heirathen könnte, für unmöglich erklärt habt, daß ihr die Strafe wenigstens abmeßt nach meinen

Kräften. Meine Mutter — Gott vergebe es ihr! — hat mir mein Kind genommen, als wäre sie nie Mutter gewesen! und es wird entfernt von mir, in Vergessenheit und Dunkelheit erzogen - Du, Manuel hat es übernommen, den Vater zu entfernen, wie meine Mutter das Kind, und du bist grausamer gegen ihn gewesen, als es nicht einmal einen Richter gegen den Strafbaren, viel weniger einen Menschen gegen einen andern zukam es zu sein. Was mich betrifft, so vereinigt ihr euch beide, mir ein noch schmerzlicheres Märtyrerthum aufzulegen, als das welches zum Himmel führt. Nun dann Manuel, so verlange ich denn im Namen unserer in einer Wiege vereinten Kindheit, im Namen unsrer von einem Dache beschirmten Jugend, im Namen des Titels Geschwister, den die Natur uns gab, ich verlange, daß du mir ein Kloster aufthut, Manuel, und hinter mir schließt; und in diesem Kloster, das schwör ich dir, mein Bruder, will ich täglich mit dem Gesichte auf den Steinen, vor Gott knien und meinen Fehltritt büßen, da will ich unaufhörlich zum Herrn flehn, daß er zu Vergeltung für meine Thränen, meinem Vater seinen Verstand, meiner Mutter alles Glück, und dir, Manuel, Ehre, Ruhm und Vermögen wiedergibt, ja, daß ich das thun will, schwöre ich dir.«

»Ja, und in der Welt würde es heißen, daß ich eine Schwester hatte, die ich meinem Glücke aufopferte, und bei Lebzeiten beerbte! geh! du bist eine Närrin!«

»Höre, Manuel!« begann sie wieder, sich auf den

Rücken eines Sessels stützend.

»Nun?«

»Wenn du dein Wort gegeben hast, nicht wahr, so hältst du es? — «

»Ich bin Kavalier.«

»Nun, sieh dieses Armband . . . «

»Das sehe ich freilich, und dann?«

»Es ist durch einen Schlüssel zugemacht; dieser befindet sich an einem Ringe, und den habe ich mit meinem Wort gegeben, so daß ich mich nie meines Versprechens ledig glauben würde, bis mir der Ring zurückgebracht oder wieder zugestellt sei.«

»Und *der*, so diesen Schlüssel hat?«

»Ist, dank dir und meiner Mutter, zu entfernt, als daß wir ihn zurückfordern könnten; er ist in Cayenne.«

»Wenn du zwei Jahr verheirathet sein wirst!« lachte Manuel höhnisch, »so wird dir dieses Armband so lästig sein, daß du dich gern selbst davon wirst losmachen wollen.«

»Ich glaubte dir gesagt zu haben, daß es an meinem Arme befestigt ist.« —

»Nun, ich denke, daß du weißt, was man thut, wenn man einen Schlüssel verloren hat und nicht herein kann? man schickt und läßt den Schlosser holen!«

»Gut! für mich, Manuel!« antwortete Margarethe, die Stimme erhebend, und den Arm mit fester, feierlicher

Geberde ausstreckend, »wird es der Nachrichter sein, den man wird holen lassen, denn eher soll man diese Hand abschneiden, eh ich sie einem andern gebe!«

»Schweig! schweig!« sprach er, fand auf, und blickte ungeduldig nach der Kabinetthüre.

»Nun weißt du alles,« fügte Margarethe hinzu, »ich setzte meine Hoffnung auf dich, Manuel, denn ob du gleich keines tiefen Gefühls fähig bist, bist du doch nicht böse. Mit Thränen kam ich zu dir; sieh, ob ich lüge; mein Bruder, diese Heirath ist mein Unglück, ist die Verzweiflung meines Lebens; das Kloster ist mir lieber, der Tod, selbst das Elend! — und du hast nicht auf mich gehört, oder wenn du mich gehört hat, so hast du mich nicht verstanden. Gut denn! So werde ich mich an jenen Mann wenden, ich werde an seine Ehre, an sein Zartgefühl appellieren. Wenn das nicht hinreichend ist, werde ich ihm alles erzählen; meine Liebe für einen Andern, meine Schwäche, meinen Fehltritt, mein Verbrechen; ich werde ihm sagen, daß ich ein Kind habe, denn wenn man mir es auch entrissen hat, ob ich es gleich nicht wieder gesehen habe, und nicht weiß wo es ist, so lebt mein Kind doch. Ein Kind stirbt so nicht, ohne daß sein Tod im Mutterherzen wiederhallte. Kurz, ich werde ihm sagen, wenn ich muß, daß ich einen Andern liebe, ihn nicht lieben kann, und nie lieben werde.«

»Nun, so sag ihm das alles!« rief Manuel unwillig über diese Bestimmtheit, »und Abends werden wir den

Contract unterschreiben, und des andern Tages wirst du Baronin von Lectour sein.«

»Die allerunglücklichste Frau, die es auf der Welt giebt!« antwortete sie; »denn ich werde einen Bruder haben, den ich nicht mehr lieben, einen Mann, den ich nicht achten kann! Leb' wohl, Manuel! glaub' mir, der Contract ist noch nicht unterschrieben!«

Bei diesen Worten entfernte sich Margarethe mit dem Ausdrücke jener tiefen Verzweiflung, die nicht zu verkennen ist. Auch war der Graf überzeugt, daß es kein Sieg war, den er davon getragen hatte, aber ein Kampf, den er bestehen müsse, und so sah er ihr mit einer Unruhe nach, die nicht ganz ohne Rührung war. Nach einer Pause des Schweigens wandte er sich um, und erblickte Paul, den er ganz vergessen hatte, und der in der Thür des Cabinets stand. Sogleich fiel es ihm ein, von welcher Wichtigkeit bei diesen Umständen der Besitz jener Papiere sei, die dieser ihm angeboten hatte; er setzte sich schnell an den Tisch, nahm Feder und Papier und kehrte sich zu ihm.

»Jetzt, mein Herr,« sagte er, »sind wir allein und ungehindert, das Geschäft zu Stande zu bringen. In was für Ausdrücken wollen sie das Versprechen abgefaßt haben? Dictiren sie, ich werde schreiben!«

»Es ist nicht nöthig!« sagte der Kapitän kalt.

»Warum?« —

»Ich habe mich anders besonnen!«

»Wie denn so?« rief Manuel; und von den Folgen erschreckt, die er aus diesen unerwarteten Worten entstehen sah, sprang er auf.

»Ich werde,« sagte Paul ganz ruhig, »dem Kinde die **100,000** Francs geben, und ihrer Schwester einen Mann.«

»Aber wer sind sie denn,« sagte Manuel, einen Schritt auf ihn zugehend, »daß sie dergestalt über ein junges Mädchen verfügen wollen, die meine Schwester ist, die sie nie gesehen und nicht kennt?«

»*Wer ich bin?*« lächelte Paul, »auf Ehre, über diesen Punkt bin ich nicht aufgeklärter, als sie es sind, denn meine Geburt ist ein Geheimniß, daß mir erst entdeckt werden soll, wenn ich fünfundzwanzig Jahr alt bin?«

»Und sie werden es bald sein?«

»Heut' Abend, mein Herr. Von Morgen an steh' ich mit aller nur möglichen Auskunft, die sie von mir verlangen werden, zu Befehl.« Er verbeugte sich.

»Ich lasse sie gehen, mein Herr,« sagte der Graf; »aber versteht sich, unter der Bedingung wieder zu kommen!«

»Ich wollte sie ihnen selbst machen, Herr Graf, und danke ihnen, mir zuvor gekommen zu sein!« sagte Paul.

Er grüßte nochmals und verließ das Zimmer.

Am Thore des Schlosses fand Paul seinen Bedienten mit den Pferden; er schlug den Weg nach Port-Louis ein. Als er vom Schlosse aus nicht mehr gesehen werden

konnte, stieg er ab und ging auf eine kleine Fischerhütte zu, die auf den Dünen erbaut war. Vor der Thür dieses Hauses saß ein, als Matrose gekleideter, Jüngling in tiefen Gedanken, so daß er ihn nicht kommen hörte. Der Kapitän legte die Hand auf seine Achsel; der junge Mann schauderte, sah ihn an und ward leichenblaß, obgleich Pauls offenes fröhliches Gesicht auf keine schlimme Nachricht deutete.

»Nun denn,« sagte Paul; »ich habe sie gesehen.«

»Wen?« murmelte der Jüngling.

»Na — Margarethen! bei Gott!«

»Und dann?«

»Sie ist reizend!«

»Das fragte ich dich nicht, mein Gott!«

»Sie liebt dich noch immer!« —

»Ach, mein Gott!!!« schrie der junge Mann, warf sich in Pauls Arme und brach in Thränen aus.

VII.

Wiewohl unsere Leser leicht nach Dem, was wir erzählt haben, Dasjenige begreifen können, was während den sechs Monaten vorging, in denen wir unsern Helden aus dem Gesichte verloren; so halten wir doch noch einige Erklärungen zum vollkommnen Verständnisse der künftigen Ereignisse nothwendig. Abends nach der Seeschlacht, die wir trotz unsrer Unwissenheit, unsern Lesern anschaulich zu machen versuchten, hatte Lusignan dem Kapitän Paul die Geschichte seines ganzen Lebens erzählt: sie war einfach und nichts weniger als abentheuerlich; Liebe war das Hauptereigniß desselben gewesen, und nachdem sie eine ganze Freude ausgemacht hatte, war sie nun ein ganzer Schmerz. Pauls freie und wagende Existenz, seine von allen Anmaßungen entfernte Stellung, ein über alle Gesetze erhabener Eigensinn, seine königsthümlichen Gewohnheiten am Bord, halten ihn über das Recht der Natur zu gerechte Gesinnungen eingeflößt, als daß er hinsichtlich Lusignans die ihm ertheilte Ordre hätte befolgen sollen. Uebrigens, ob er gleich unter französischer Flagge vor Anker ging, wie wir gesehen haben, gehörte er gleichwohl zur amerikanischen Marine, deren Sache er mit Enthusiasmus sich geeignet hatte. Er setzte seinen Kreuzzug im Canale fort; da er

aber auf dem Oceane Nichts zu thun fand, landete er in White-Haven, einem kleinen Hafen der Grafschaft Cumberland, an der Spitze von etwa zwanzig Mann, unter denen Lusignan war, bemächtigte sich der Festung, vernagelte die Kanonen und ging nicht eher wieder unter Segel, bis er die Kauffahrteischiffe verbrannt hatte, die auf der Rhede lagen. Von da schiffte er zu den schottischen Küsten mit der Absicht, den Grafen von Selkirk als Geißel in die vereinigten Staaten zu bringen; aber dieser Plan scheiterte an dem unvorherzusehenden Umstande, daß dieser in London war. Bei allen diesen Unternehmungen unterstützte ihn Lusignan mit seinem Muthe, den er in dem Kampfe der Indianerin mit dem Drako gezeigt hatte, so daß Paul sich mehr als einmal Glück wünschte, sich zufällig gegen eine Ungerechtigkeit gesetzt zu haben. Allein es war nicht genug, Lusignan von der Deportation gerettet zu haben: er mußte ihm eine Ehre wiedergeben, und für unsern jungen Abentheurer, in welchem unsere Leser ohne Zweifel den berühmten Corsaren Paul Jones erkannt haben werden, war das eine leichtere Sache, als für jeden Andern; denn da er Kaperbriefe von dem Könige Louis XVI. gegen die Engländer erhalten hatte, so durfte er nach Versailles zurückkehren, Bericht von einem Kreuzzuge abzustatten.

Paul wählte den Hafen von Lorient, ging dort zum zweiten Male vor Anker, um dem Schlosse d'Auray näher zu sein. Die erste Antwort, welche die jungen Leute auf

ihre Fragen erhielten, als sie ankamen, war die Nachricht von Margarethe's Vermählung mit dem Barone Lectour. Lusignan hielt sich für vergessen und wollte im ersten Anfalle der Verzweiflung, auf die Gefahr hin, in die Hände seiner Verfolger zu fallen, Margarethen wiedersehen, um ihr ihre Untreue vorzuwerfen; aber der ruhige, weniger leichtgläubige Paul ließ sich sein Wort geben, daß er nicht eher ans Land gehen wollte, bis er es ihm gestatte. Als er sich nun versichert hatte, daß die Heirath unter vierzehn Tagen nicht. Statt finden könne, ging er nach Paris, wo ihn der König vor sich ließ und ihm einen goldnen Degen nebst dem militairischen Verdienstorden gab. Dieses Wohlwollen hatte er benutzt, dem Könige Lusignans Abentheuer zu erzählen, und nicht nur seine Verzeihung, sondern wegen der geleisteten Dienste, den Titel eines Gouverneurs von Gouadeloupe von ihm erhalten. Dieser Beschäftigungen ungeachtet, hatte er doch Manuel stets im Auge behalten. Da er ihn in Paris wußte, ließ er Lusignan sagen, seine Rückkehr zu erwarten, und war eine Stunde nach dem Grafen nach d'Auray gekommen. Wir haben gesehen, wie er wegen Margarethen hinter die Wahrheit kam, und zu Lusignan, den er geschrieben hatte, ihn in der Fischerhütte zu erwarten, zurück kehrte. Dort blieben sie beisammen, bis es Nacht ward; dann begab sich Paul, der, wie er zu Manuel gesagt eine mündliche Entdeckung zu erwarten hatte, zu Fuße auf den Weg von Auray. Diesmal

ging er nicht ins Schloß, sondern längst der Mauer des Parks hin; er richtete einen Gang zu einem Eisengitter, welches am Eingange war und in ein Gehölz führte, daß zu der Besetzung von Auray gehörte.

Allein fast eine Stunde eher, als Paul die Fischerhütte verließ, war ihm eine andere Person bei Demjenigen zuvor gekommen, von dem er die Entdeckung seiner Geburt fordern wollte, und diese war — die Marquise d'Auray, die stolze Erbin des Hauses Sablé, deren bleiches, strenges Gesicht wir schon einmal gesehen haben. Sie war in ihrer schwarzen Tracht; nur hatte sie einen langen Trauerschleier übergeworfen, der sie vom Kopfe bis zum Fuße einhüllte. Ihr war das Haus, welches der wackere Kapitän aufsuchte, sehr bekannt; es war eine Art Wächterhaus, einige Schritte vom Eingange des Parkes entfernt und von einem Greise bewohnt, an dem die Marquise seit zwanzig Jahren eine so werkhätige und beständige Barmherzigkeit übte, daß sie ihr in einem Theile der Niederbretagne den Ruf der strengsten Heiligkeit zugezogen hatte. Zwar ward diese Sorgfalt für das Alter, mit einem eben so finstern und feierlichen Gesichte geleistet, wie wir es an ihr schon gesehen haben, und nie war es von den sanften Regungen des Mitleids erhellt; aber sie ward doch geleistet und, wie Jedermann wußte, mit einer Pünktlichkeit, welche die Stelle der Anmuth vertrat.

Noch ernster war das Gesicht der Marquise von Auray

wie gewöhnlich, als sie jetzt langsam durch den Park ihres Schlosses ging, um sich in das kleine Wächterhaus zu begeben, wo ein alter Diener ihrer Familie wohnte. Die Thür desselben stand offen, um die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die so sanft im Maimond, und so erwärmend für Alte ist, hineinzulassen. Aber es war leer. Die Marquise trat ein, blickte umher, als wäre sie gewiß, das *der* den sie suchte, nicht lange wegbleiben könne, und beschloß zu warten. Sie setzte sich, aber außer dem Bereich der Sonnenstrahlen, wie eine Bildsäule, die auf Gräbern ist, und die nur im Leichenschatten der Gruftgewölbe an ihrem Platze steht. So saß sie etwa eine halbe Stunde unbeweglich, und in ihren Betrachtungen versunken, als sie im Schatten des Zwielfichts, Jemand auf der Schwelle erblickte; sie schlug die Augen auf und sah sich dem gegenüber, den sie erwartete. Beide erbeben, als begegneten sie einander von ohngefähr, und hätten nicht die Gewohnheit sich alle Tage zu sehen.

»Ihr seid's, Achard!« sagte die Dame, das Schweigen zuerst brechend, »ich habe eine halbe Stunde auf euch gewartet; wo ward ihr denn?«

»Wenn die Frau Marquise sich fünfzig Schritt weiter bemühten, würden sie mich unter der großen Eiche am Saum des Gehölzes gefunden haben.«

»Ihr wißt,« sagte sie mit sichtbarem Schauer, »das ich nie auf diese Seite gehe!«

»Sie thun Unrecht, gnädige Frau; es ist Jemand im Himmel, der ein Recht hat auf unsere Gebete, und sich vielleicht wundert, nur den alten Achard dort zu sehen!«

»Wer sagt euch, daß ich nicht meinerseits auch bete?« sagte sie mit fieberhafter Aufregung, »glaubt Ihr, daß die Todten verlangen, daß man unaufhörlich auf ihren Gräbern knien soll?«

»Nein!« antwortete der Greis mit tiefer Betrübniß, »ich halte sie nicht für so anmaßend; aber ich glaube, daß wenn noch etwas der Unteren unter der Erde lebt, dieses Etwas erbebt, bei dem Geräusch der Schritte dessen, den es auf Erden geliebt hat!«

»Aber!« — sprach sie leise mit hohler Stimme, »wenn es eine strafbare Liebe war!«

»So strafbar sie auch gewesen sein mag,« versetzte der Greis eben so leise, »denken sie nicht, das Blut und Thränen sie gebüßt haben! Damals war Gott ein zu strenger Richter, um nicht *nun* ein nachsichtsvoller Vater zu sein!«

»Ja!« murmelte sie, »vielleicht hat Gott vergeben, wenn aber die Welt wüßte, was Gott weiß, würden sie vergeben wie Gott? — «

»Die Welt!« rief der Greis, »die Welt! ja! da sagen sie ein großes Wort! — die Welt! — das ist das Gespenst, dem sie alles aufgeopfert haben, gnädige Frau! das Gefühl der Liebenden, der Gattin, der Mutter! Eignes und

fremdes Glück! . . . die Welt, ja die Furcht für sie, hat sie mit diesem Trauergewande bekleidet, hinter dem sie ihre Gewissensbisse zu verbergen hoffen! und sie hatten Recht, es gelang ihnen, sie zu täuschen, und sie hat diese für Tugenden gehalten!«

Die Marquise erhob unruhig das Haupt, und warf den Schleier zurück, den anzusehen, der so sonderbar mit ihr sprach, dann, als sie in dem ruhigen Gesicht des Greises nichts absonderliches hatte entdecken können, sagte sie nach einer Pause; »Ihr sprecht in einer Bitterkeit mit mir, daß man denken sollte, ihr hättet mir persönlich etwas vorzuwerfen! Habe ich meine Versprechungen nicht gehalten? haben die Leute, von denen ich euch bedienen lasse, nicht den Gehorsam und die Ehrfurcht vor euch, die ich ihnen empfahl? Wenn dem nicht so ist, so bedarf es bloß eines Wortes.«

»Vergeben sie mir, gnädige Frau, es ist Betrübniß, nicht Bitterkeit, und das bewirkt das einsame Alter. Sie müssen ja den Kummer kennen, den man Niemand mittheilen kann, und was Thränen sind, die nicht fließen dürfen, und tropfenweise ins Herz zurückfallen. Nein! ich habe mich über Niemand zu beklagen, gnädige Frau. Seitdem sie sich durch Gesinnungen, die ich ihnen danke, ohne daß ich sie zu ergründen strebe, veranlaßt gefunden haben, selbst darüber zu wachen, daß mir nichts abgeht, haben sie keinen einzigen Tag ihr Versprechen unerfüllt gelassen, und oft wie zu dem alten Propheten, ist ein

Engel zu mir gesendet worden als Bote.«

»Ja!« antwortete sie, »ich weiß, daß Margarethe oft den Bedienten, der zu eurem Dienste bestimmt ist begleitet, und sehe mit Vergnügen, was sie für Sorge und für Freundschaft zu euch hat!«

»Aber auch ich habe meinerseits nie verfehlt meine Versprechungen zu halten, hoffe ich. Seit zwanzig Jahren lebe ich fern von den Menschen, entfernte jedes lebende Wesen von diesem Hause, so sehr befürchtete ich wegen Euch, meine Reden im Schlafe, meine Unbescheidenheit in der Nacht!«

»Ja, ja!« sagte die Marquise, und legte ihre Hand auf Achards Arm, »glücklich ist das Geheimniß bewahrt worden; aber für mich ist das ein Grund mehr, um die Frucht von zwanzig Jahren nicht zu verlieren, die finster, schrecklicher, einsamer für mich waren als für Euch!«

»Ja, ich verstehe; sie haben mehr als einmal gezittert, wenn sie dachten, es könne einen Menschen in der Welt geben, der mich eines Tages nach diesen Geheimniß fragen könnte, und ein Recht hätte, alles zu erfahren. Hm! schon bei diesem Gedanken schauern sie? nicht wahr? — Sein sie ruhig, dieser Mensch hat sich, als er noch ein Kind war, aus dem Collegium in Schottland, wo wir ihn erziehen ließen, geflüchtet, und seit zehn Jahren weiß Niemand etwas mehr von ihm; der arme Vereinzelte, das der Dunkelheit geweihte Kind, ist seinem Schicksale

entgegengegangen, und hat sich in der weiten Welt dergestalt verloren, daß man nicht weiß wo er hingekommen ist, verloren, der Namenlose unter den Millionen von Gebornen, die da leiden und sterben auf unserem Globus! Er wird den Brief seines Vaters verloren haben, wie das Zeichen, mit dessen Hilfe er erkannt werden sollte; oder, noch besser, vielleicht existiert er gar nicht mehr!«

»Ihr seid grausam, Achard, solche Dinge einer Mutter zu sagen; ihr wißt nicht, was eines Weibes Herz für wunderliche Geheimnisse, für sonderbare Widersprüche enthält! Kann ich denn nicht ruhig sein, wenn mein Kind auch nicht todt ist? Laßt sehen, alter Freund! ist denn das Geheimnis, das er fünfundzwanzig Jahre nicht gekannt hat, zu einer Existenz so nothwendig, daß er ohne diese Entdeckung nicht leben kann? glaubt mir, Achard, für ihn selbst ists besser, es wie bisher nicht zu kennen. Alter! bringe keine Abänderung in seine Existenz! gieb ihm keine Gedanken ins Herz, die ihn zu einer bösen That treiben könnten. Nein! sag ihm, statt Dessen, was du ihm zu sagen hat: daß seine Mutter zu seinem Vater in den Himmel ging, und wollte Gott, daß es so wäre! aber daß sie sterbend — denn ich will ihn sehen, was du auch sagt, um ihn einen Augenblick an mein Herz zu drücken! — daß sie sterbend, sage ich, ihm ihrer Freundin, der Marquise d'Auray, vermacht habe, in der er eine zweite Mutter finden würde!«

»Ich verstehe sie, gnädige Frau,« lächelte Achard. »Nicht zum ersten Male öffnen sie mir diesen Ausweg, zu dem sie mich verleiten wollen. Nur daß sie sich heute freimüthiger aussprechen, und wenn sie es wagen dürften, und mich weniger kannten; so böten sie mir wohl gar eine Belohnung an, um mich zu dem Entschlusse zu bringen, den letzten Willen Dessen zu verrathen, der so nahe bei uns schläft.«

Die Marquise wollte ihn unterbrechen.

»Hören sie mich, gnädige Frau,« fuhr der Greis fort, die Hand ausstreckend, »und bewahren sie es in ihrem Geiste als eine unwiderruflich heilige Sache. So treu, als ich meinem, *ihnen* geleisteten Versprechen gewesen bin, werde ich denen auch sein, die ich dem Grafen von *Morlaix* leistete. An dem Tage, an welchem ihr Sohn oder *sein* Sohn kommen, mir das Zeichen seiner Erkennung bringen und das Geheimniß von mir fordern wird, werd' ich es ihm sagen, gnädige Frau. Dieses Geheimniß ist hier! (er zeigte auf sein Herz.) Keine Macht der Erde hat es vor der Zeit dort herausreißen können, und keine Macht der Erde wird es dort zurückhalten, wenn es Zeit ist. Die Papiere liegen dort im Schranke, der Schlüssel kommt nie von mir, und nur ein Diebstahl oder ein Mord kann ihn mir entreißen.«

»Aber,« sprach die Marquise, und erhob sich halb auf den Armsessel gestützt. »Ihr könntet eher sterben, als mein Gemahl, denn, wiewohl er kränker ist, als ihr, so

seid ihr doch älter als er, und was würde dann mit den Papieren?«

»Der Priester, der mir in den letzten Stunden beistehen wird, soll sie unter dem Siegel der Beichte empfangen!«

»So soll sich also diese Kette der Furcht bis nach eurem Tode hinziehen?« sagte sie und stand auf; »und der letzte Ring derselben sich an meinen Sarg heften für die Ewigkeit! In der ganzen Welt gibt es einen Einzigen, der unerschütterlich ist, wie ein Fels; und Gott muß ihn auf meinen Weg gestellt haben, nicht nur als mein Gewissen, sondern auch als meinen Rächer! und ein Sturm wirft mich beständig an ihn, bis ich zerschelle! . . . Greis! du hältst mein Geheimniß in der Hand! — gut! — thue damit, was du willst! — Du bist der Gebieter, und ich — die Sclavin! Lebe wohl!«

Bei diesen Worten fand sie auf und kehrte zurück ins Schloß.

VIII.

»Ja,« sprach der Greis, als er die Marquise sich entfernen sah, »ja, ich weiß, sie hat ein steinernes Herz; sie ist unempfindlich für jede Art von Furcht, außer der, die Gott statt der Gewissensbisse in ihre Seele gelegt hat. Aber nicht wahr? daran ists genug! und dieser Tugendruf heuer genug bezahlt für den Preis solch' ewigen Schreckens. Freilich ist der ihre so fest gegründet, daß, wenn die Wahrheit aus der Erde auf, oder vom Himmel nieder stiege, man sie für Verleumdung halten würde! Nun, was Gott thut, das ist wohlgethan, und seine Allweisheit hat es längst schon beschlossen!«

»Gut gedacht !« sprach eine junge wohlklingende Stimme, die religiöse Maxime, welche dem Greise seine Resignation äußern ließ, beantwortend. »Auf mein Wort, Vater, ihr sprecht, wie der weise Salomo!«

Achard wandte sich um und erblickte Paul, der gekommen war, als die Marquise sich so befangen von dem gehabten Auftritte entfernte, daß sie ihn nicht gewahr ward. Da der Kapitän den Greis allein sah, war er eingetreten und hatte die Worte gehört, auf die er mit seiner gewöhnlichen guten Laune antwortete. Achard staunte über diese unerwartete Erscheinung und sah ihn an, als böte er fortzufahren.

»Ich sage,« fuhr Paul fort, »daß es mehr Größe giebt in einer Resignation, die sich beugt, als in einer Philosophie, welche zweifelt. Es ist zwar eine Maxime unserer Quäcker, aber ich wollte ich hätte sie zu meinem ewigen Heile weniger im Munde und mehr im Herzen.«

»Verzeihen sie, mein Herr,« sagte der Greis, der den jungen Abentheurer unbeweglich mit dem Fuße auf der Thürschwelle stehen und ihn betrachten sah; »darf ich fragen, wer sie sind?«

»Für den Moment,« erwiderte Paul, wie aus Gewohnheit seiner dichterischen, sorglosen Heiterkeit freien Lauf lassend, »bin ich ein Kind aus Pluto's Republik, habe das Menschengeschlecht zu Brüdern, die Welt zum Vaterlande, und besitze Nichts auf der Welt, als die Stelle, die ich mir selbst zu erwerben wußte!«

»Und wen suchen sie?« antwortete der Alte, wider Willen lächelnd über das jovialische Aussehen des Jünglings.

»Ich suche, erwiderte Paul, drei Lieues von Lorient und fünfhundert Schritte vom Schlosse d'Auray ein Häuschen, das verteufelt diesem hier gleicht, und in demselben einen Mann — und der könntet ihr wohl sein!«

»Und wie soll der Mann heißen?«

»Louis Achard!«

»Der bin ich selbst!«

»Nun so lege der Himmel seinen besten Segen auf euer graues Haupt!« sprach Paul mit veränderter Stimme, die sogleich den Ausdruck des Gefühls und der Achtung annahm; »denn hier ist ein Brief von meinem Vater, und darinnen steht daß ihr ein ehrlicher Mann seid.«

»Und ist. Nichts weiter in diesem Briefe?« schrie der Greis mit funkelnden Augen und indem er einen Schritt auf Paul zutrat.

»Ja wohl!« antwortete dieser, öffnete den Brief und zog eine venetianische Zechine, die halb gebrochen war, heraus; »so etwas von einem Goldstücke, dessen eine Hälfte ich habe und dessen andere *ihr* haben müßt.«

Achard reichte die Hand hin und starrte den Jüngling an. »Ja, ja,« sprach er, und seine Augen füllten sich je mehr und mehr mit Thränen: »Ja, *das* ist! und mehr noch . . . diese außerordentliche Aehnlichkeit! (er öffnete seine Arme) Kind! — o Gott! — o mein Gott!«

»Was ist Euch?« rief Paul, den das Gewicht seiner Rührung schwach machte.

»O! faßt du denn nicht,« antwortete der Greis endlich, »daß du das leibhafte Bild deines Vaters bist, den ich liebte, um Blut und Leben für ihn zu geben, wie ich es jetzt für dich geben will, Jüngling, wenn du es verlangst!«

»Nun so umarme mich, alter Freund!« sprach Paul und nahm den Alten unter die Arme; »denn die Kette des

Gefühls ist nicht zerrissen zwischen des Vaters Grabe und des Sohnes Wiege, glaube es mir. Wer auch mein Vater gewesen sein mag, wenn es eines vorwurfsfreien Gewissens, eines erprobten Muthes und eines Gedächtnisses bedarf, daß sich stets einer Wohlthat erinnert, und oft eine Beleidigung vergißt, um ihm ähnlich zu sein; so hast du Recht, daß ich sein leibhaftes Bild bin, und mehr der Seele, als dem Gesichte nach.«

»Ja, so war dein Vater!« versetzte langsam der Greis und drückte das Kind, daß ihm gehörte, in seine Arme und sah es zärtlich mit nassen Blicken an. »Ja, ja, so stolz war eine Stimme, so flammend sein Auge, so edel sein Herz. Allein warum sah ich dich nicht eher wieder, Jüngling; es gab sehr traurige Stunden in meinem Leben, die deine Gegenwart hell gemacht hätte.«

»*Warum?* . . . weil mir in diesem Briefe befohlen war, dich zu suchen, wenn ich fünfundzwanzig Jahre alt sein würde, und weil ich es seit einer Stunde bin!« . . .

Der Greis sah nachdenkend zu Boden, schwieg eine Weile, versunken in das Andenken der Vergangenheit, dann sprach er, sich empor richtend:

»Schon — schon fünfundzwanzig Jahre! und mein Gott, mir ists, als wenn du gestern in diesem Hause geboren worden wärest und in diesem Gemache das Licht erblicktest!« Er zeigte auf eine Nebenthüre, die in ein anderes Zimmer ging.

Auch Paul schien nachzudenken; er sah sich um, als wolle er durch die Gegenstände die er er blickte, Erinnerungen bestärken, die mit Macht in sein Gedächtniß zurückkehrten.

»In dieser Hütte? in diesem Gemache?« wiederholte er, »und nicht wahr, hier blieb ich fünf Jahre?«

»Ja,« murmelte der Greis, als zittre er, ihm seinen rückkehrenden Empfindungen zu entreißen.

»Laß mich,« sagte Paul, die Hände auf seine Augen drückend, um alles Vergangene in sich zu rückrufen zu können; »o laß mich meinerseits zu meinen Erinnerungen gehen, denn mir ists, als hätte ich das Alles schon im Traume gesehen — Höre — Alles — Alles fällt mir wieder ein!«

»Rede, mein Kind, rede!« sprach der Greis. »Da — da drinnen muß — im Hintergrunde . . . ein Bette mit grünen Vorhängen« — —

»Ja.«

»Ein Crucifix zu Häupten des Bettes.« —

»Ja!«

»Gegenüber ein Bücherschrank, unter andern eine große Bibel. . . mit deutschen Kupferstichen?«

»Da ist sie!« sprach der Alte, und zeigte auf die heilige Schrift, die aufgeschlagen auf einer Betbank lag.

»Sie ists! sie ists!« rief Paul und küßte die Blätter.

»O wackres, wackres Herz!« murmelte der Greis.

»Dank dir mein Gott!«

»Dann,« sagte Paul, sich aufrichtend, »ist in jenem Gemache ein Fenster, wo man das Meer sieht und auf dem Meere drei Inseln? . . .

»Ja Houat, Hoedic und Belle-Ile-sur-mer«

»So ists also richtig!« rief Paul in das Gemach stürzend, und als er sah, daß Achard ihm folgen wollte, bat er, ihn zurückhaltend: »Nein! nein! hier muß ich allein sein! ich *muß!*«, und er ging und zog die Thür hinter sich zu.

Hier fand er einen Augenblick still, von jener heiligen Ehrfurcht ergriffen, welche das Andenken der Kindheit umschwebt. Das Gemach war ganz so, wie er es beschrieben hatte, denn der alte treue Diener, hatte es mit religiösem Eifer vor jeder Veränderung bewahrt. Paul, bei dem ein fremder Blick ohne Zweifel den Ausdruck einer Gefühle zurückgewiesen hätte, überließ sich ihnen, in der Ueberzeugung allein zu sein, gänzlich. Langsam schritt er auf das Crucifix von Elfenbein zu, und mit gefalteten Händen warf er sich auf sein Knie, wie er gewöhnt worden war, es früh und Abends zu thun; er versuchte, sich eines jener einfachen Gebete zurückzurufen, wo das Kind, noch auf der Schwelle des Lebens, Gott für Diejenigen bittet, die ihm die Pforten desselben aufthaten. Welche Ereignisse lagen dazwischen seitdem er zuletzt, und nun wieder hier kniete; zwanzig Jahre

Raum! Welche wechselnde, unvorausgesehene Vorfälle waren an einem Horizonte aufeinandergefolgt, wo die Sonne mit süßen Blicken eine ersten Jahre liebteste! wie hatte die Laune des Windes, der in seine Seegel blies, sein Schiff von seinen innern Leidenschaften entfernt und in politische verschlagen; und wie erinnerte er sich jetzt Alles dessen, was er, als sorgloser Jüngling vergessen zu haben glaubte! wie strebte sein Leben, das frei und mächtig war, wie der Ocean der es wiegte, jetzt sich mit unbekanntem Banden zu fesseln, die ihn vielleicht an irgend einen Ort zurückhalten würden, wie das Schiff, das vor Anker liegt, den Wind ruft, und von ihm gerufen wird, sich aber gefesselt, wie ein Sclav, ein Gefangener von gestern fühlt, und dem die vergangne Freiheit, die künftige Dienstbarkeit noch bitterer macht! Lange vertiefte sich Paul in solche Gedanken, dann erhob er sich langsam, und trat an's Fenster. Die Nacht war schön und still, der Mond glänzte am Himmel und versilberte die Wogen. Am Horizonte erschienen die drei bläulichten Inseln, den Nebelgebilden des Oceans ähnlich. Er erinnerte sich, wie oft er als Kind an dieser Stelle gelehnt, und dieses Schauspiel gesehen hatte; wie er dann mit den Augen irgend einem Nachen folgte, der schweigend über das Meer dahinglitt, wie der Flügel eines Nachtvogels. Da schwoll ihm das Herz, bei diesen süßen, zarten Erinnerungen; er ließ den Kopf auf seine Brust sinken, und stumme Thränen flossen über eine Wangen. Da

fühlte er sich bei der Hand erfaßt; es war der Greis; er wollte ihm seine Regungen verbergen, bereute aber sogleich, daß er nicht wagte Mensch zu sein, wandte sich zu ihm, und zeigte ihm offen sein bethröntes Gesicht!

»Du weinst, Kind!« sprach der Greis.

»Ja, ich weine!« antwortete Paul, »warum sollt' ich es verbergen? ja, betrachte mich! Gleichwohl habe ich schreckliche Dinge in meinem Leben gesehen! Ich sah wie der Orkan mein Schiff von Gipfel der Wogen, in die Tiefen des Abgrunds wirbelte, und fühlte, das es nicht schwerer wog auf den Flügeln des Sturms, als ein trocknes Blatt im Abendwinde! ich habe das Geschrei des Wehes und des Todes der Menschen gehört, die ich um mich her fallen sah, wie reife Aehren von der Sichel des Schnitters, und mit denen ich Abends vorher gegessen hatte! Um ihren letzten Seufzer zu empfangen, ging ich unter Kugelregen, der hageldicht um mich fiel, über einen Boden, wo ich im Blute gleiten mußte, so schlüpfrig war er von diesem. Und doch blieb meine Seele ruhig und meine Augen wurden nicht naß. Aber siehst du, dieses Gemach! ich hatte es im Gedächtnisse bewahrt: es ist dasselbe, wo ich die ersten Liebkosungen eines Vaters empfang, den ich nicht wiedersehen werde, und Küsse einer Mutter, die mich vielleicht nicht wieder sehen will, das ist mir so heilig wie eine Wiege und ein Grab. Ich kann es nicht wiedersehen, ohne mich meinen Empfindungen zu überlassen; ich muß weinen oder

ersticken!« Der Greis schloß ihn in seine Arme; Paul lehnte sich an seine Schulter und schluchzte Endlich sagte der alte Diener:

»Ja, du hast Recht! — dieses Gemach ist zugleich eine Wiege und ein Grab, denn hier wurdest du geboren!« — er streckte den Arm aus, »und hier nahm dein Vater Abschied von dir auf immer!«

»So ist er todt!« sagte Paul.

»Er ist todt.«

»Du wirst mir sagen, wie!«

»Alles werde ich Dir sagen!«

»In einem Augenblicke!« sprach Paul und setzte sich nieder, »jetzt bin ich noch nicht stark genug, dich anzuhören. Laß mich zuvor erst sammeln!« er legte den Ellbogen aufs Fenster, den Kopf in die Hand und warf von Neuem den Blick auf den Ocean.

»Wie schön ist eine Nacht, wo der Mond das Meer erleuchtet, wie eben jetzt!« fuhr er mit seinem gewöhnlich schwermüthigen Ausdruck fort, »es ist ruhig wie Gott, groß wie die Ewigkeit. Ich kann nicht glauben, daß ein Mensch, der oft dieses Schauspiel studiert hat, den Tod fürchtet. Nicht wahr, mein Vater starb mit Muth?«

»O gewiß!« antwortete Achard stolz.

»So mußte es seyn!« fuhr Paul fort, »ich erinnere mich jetzt meines Vaters, ob ich gleich erst vier Jahr war, als

ich ihn zuletzt sah.«

»Er war ein schöner junger Mann wie du!« sprach Achard, ihn mit Betrübniß betrachtend, »und just in deinem Alter!«

»Wie hieß er?«

»Graf von Morlaix.«

»Also bin auch ich aus altadelichem Geschlechte! auch ich habe Schild und Wappen, wie die - unverschämten Cavaliere, die nach meinem Stammbaume fragten, wenn ich ihnen meine Wunden zeigte?«

»Halt! Jüngling, halt! gieb dich nicht dem Hochmuthe hin! denn, noch habe ich dir den Namen Derer nicht gesagt, die dir das Leben gab, und du kennst das schreckliche Geheimniß deiner Geburt noch nicht!«

»Nun denn! nichts desto weniger werde ich den Namen meiner Mutter mit Ehrfurcht und Fassung anhören. Wie hieß sie?«

»Die Marquise von Auray!« antwortete langsam und zögernd der Greis.

»Was sagst du da?« schrie Paul, sprang auf und ergriff seine Hände.

»Die Wahrheit!« antwortete er traurig.

»So ist Manuel mein Bruder? Margarethe meine Schwester?«

»Kennst du sie denn schon?« rief Achard verwundert.

»Ach! du hattest Recht, Alter!« sprach der junge

Seemann, und sank wieder auf den Stuhl, »Gott thut was er will, und in seiner Allwissenheit längst beschlossen hat!«

Es entstand eine Pause, endlich richtete Paul sich auf, sah den Greis mit entschlossenen Blicken an und sagte:

»Jetzt bin ich bereit. Alles zu vernehmen! du kannst reden!«

IX.

Der Greis sammelte sich einen Augenblick, dann begann er:

»Sie waren mit einander verlobt. Da weiß Gott, welcher tödtliche Haß ihre Familie plötzlich entzweite und sie trennte. Mit zerrissenen Herzen konnte der Graf von Morlaix nicht mehr in Frankreich bleiben. Er ging nach St. Domingo wo sein Vater eine Besizung hatte. Ich begleitete ihn, denn der Marquis von Morlaix hatte ein vollkommenes Vertrauen zu mir; ich war der Sohn seiner Amme, hatte gleiche. Erziehung mit ihm genossen, er hieß mich einen Bruder, und ich allein erinnerte mich an den Abstand zwischen mir und ihm. Der Vater, den ich liebte, als sei er der meine gewesen, verließ sich auf mich, und übertrug mir die Sorge für den Sohn. Wir blieben zwei Jahr unter dem tropischen Himmel, und während dieser Zeit suchte dein Vater, als Reisender ohne Zweck und Plan, in den Einsamkeiten dieser herrlichen Insel verloren, als eifriger, unermüdlicher Jäger, die Schmerzen der Seele durch die Ermüdungen des Körpers zu heilen. Aber weit entfernt vom Gelingen, war es, als entzündete sich sein Herz an dieser Gluthsonne immer noch mehr. Nach zwei Jahren des Kampfes und Streites, siegte seine unsinnige Liebe; er mußte sie wiedersehen

oder sterben, Ich gab nach, wir reisten ab. Nie war eine, Ueberfahrt glücklicher; Meer und Himmel lächelten; man konnte an fröhliche Vorbedeutungen glauben, Sechs Wochen nach unserer Abreise, von Port-au-Prince landeten wir in Havre.«

»Fräulein von Sablé war verheirathet; der Marquis d'Auray befand sich in Versailles, bei dem Könige Louis XV. die Pflichten seines Standes zu erfüllen, und seine Gemalin, zu leidend um ihn zu begleiten, war in dem alten Schlosse d'Auray geblieben, dessen Thürme du hier siehst.«

»Ja, ja, ich kenne es!« murmelte Paul, »nur weiter.«

»Mir war während unserer Reise ein alter Oheim gestorben, ein Diener des Hauses Auray, und hatte mir dieses Häuschen mit dem dazu gehörigen Felde vermacht, wovon ich Besitz nahm. Dein Vater hatte mich zu Vannes verlassen und mir gesagt: er ginge nach Paris, und seit einem Jahre, daß ich hier wohnte, hatte ich ihn nicht wiedergesehen.«

»In einer Nacht — diese Nacht werden es fünfundzwanzig Jahre! — klopfte es an meine Thür; ich machte auf; dein Vater erschien und trug eine verschleierte Frau in seinen Armen. Er ging in dieses Gemach und legte sie auf das Bett; dann kam er zu mir, der ich ihn stumm und mit Erstaunen im andern Zimmer erwartete, und sagte, indem er seine Hand auf meine

Schultern legte und mich bittend ansah, wiewohl er ein Recht hatte, zu befehlen: »Louis, du kannst mehr thun, als mir Ehre und Leben retten; du kannst Ehre und Leben meiner Geliebten retten; nimm ein Pferd, spreng' in die Stadt und komm' in einer Stunde mit einem Arzte zurück.«

»Seine Stimme war kurz, aber dringend, und ich sah ein, daß kein Augenblick zu verlieren sei: also gehorchte ich. Der Tag brach an, als wir wieder kamen. Der Graf führte den Arzt in das Gemach, dessen Thür sie hinter sich schlossen; dort blieben sie den ganzen Tag; um fünf Uhr Abends ging der Arzt fort, und als die Nacht da war, trug dein Vater die verschleierte, geheimnißvolle Frau wieder hinweg, die er gebracht hatte. Ich ging jetzt in das Gemach und fand *dich* — den Neugeborenen!«

»Und woher bist du überzeugt, daß es die Marquise d'Auray war?« fragte Paul, als wüßte er zweifeln zu können.

»Ha!« antwortete der Greis, »aufs Schrecklichste, Unerwartete! Ich hatte dem Grafen angeboten, dich bei mir zu behalten; er hatte mein Erbieten angenommen und kam von Zeit zu Zeit, eine Stunde bei dir zuzubringen.«

»Allein?« fragte Paul mit Bangigkeit.

»*Allein*, immer allein!« antwortete Achard.

»Nur hatte ich die Erlaubniß mit dir im Parke spazieren zu gehen: da geschah es, daß die Marquise zuweilen wie

von ungefähr dazu kam: dann winkte sie dich zu sich und küßte dich wie ein fremdes Kind, das man gern sieht, weil es schön ist. So vergingen vier Jahre; dann klopfte es wieder in der Nacht an meine Thür: es war dein Vater. Aber düsterer, als das erste Mal, obgleich ruhig. »Louis,« sagte er, »»morgen mit Tagesanbruch schlage ich mich mit dem Marquis d'Auray auf Leben und Tod, und du nur sollst Zeuge ein. So ists beschlossen. Beherberge mich diese Nacht und gieb mir Schreibzeug, . . .« Er setzte sich an diesen Tisch, auf diesen Stuhl, wo du sitztest. (Paul stand auf und setzte sich nicht wieder, sondern lehnte sich an den Stuhl) So wachte er die ganze Nacht über. Mit Tagesanbruch kann er zu mir in das andere Zimmer; ich war fertig, denn ich war nicht zu Bette gegangen. Du, mein armes Kind, schiefst sorglos bei diesem Elende und den menschlichen Leidenschaften in deiner Wiege.«

»Und dann?« —

»Dein Vater neigte sich langsam zu dir, stützte sich an die Mauer und betrachtete dich traurig. »Louis,« sagte er mit dumpfer Stimme, wenn ich getödtet werde, könnte dem Kinde ein Unglück geschehen, dann gieb es mit diesem Briefe *Fild*, meinem Kammerdiener, der beauftragt ist, es nach Selkirk in Schottland zu bringen und in sichere Hände zu geben. Wenn es fünfundzwanzig Jahr alt ist, wird es dir die Hälfte dieses Goldstücks bringen und Auskunft von dir verlangen über seine Geburt. Du wirst sie ihm geben; denn vielleicht steht

dann eine Mutter allein und einzeln. Was diese Papiere betrifft, die sie beweisen, wirst du sie ihm erst nach des Marquis Tode übergeben«

»Nun ist Alles besprochen; laß uns gehen,« sagte er zu mir, »die Stunde ist da.« Er stemmte sich auf deine Wiege, und ob er gleich ein Mann war, sag' ich dir, so sah ich doch auf deine Wange eine Thräne fallen!«

»Weiter!« sprach Paul mit erstickter Stimme.

»Die Zusammenkunft war hundert Schritt von hier in dem Parke selbst. Wie wir hinkamen, fanden wir den Marquis, der uns erwartete. Bei ihm auf einer Bank lagen geladene Pistolen: die Gegner grüßten einander ohne ein Wort zu wechseln, der Marquis zeigte auf die Waffen; jeder nahm ein Pistol und beide gingen, da die Bedingungen im Voraus festgesetzt waren, wie dein Vater mir sagte, stumm und düster dreißig Schritte in die Ferne und schritten dann auseinander zu. Ach! das war ein schrecklicher Augenblick für mich, (fuhr der Greis fort, als habe er diese Scene noch vor Augen) indem ich zwischen diesen beiden Männern den Raum verschwinden sah. Als nur noch zehn Schritt Entfernung stattfand, blieb der Marquis stehen und gab Feuer. . . Ich sah auf deinen Vater, keine Muskel seines Gesichts zuckte, so daß ich ihn für frisch und gesund hielt; er fuhr fort bis zum Marquis zu gehen, und ihm das aufgezugene Pistol auf die Brust setzend,— «

»Er tödtete ihn doch nicht, will ich hoffen!« schrie Paul und faßte den Greis am Arme.

»Er sagte zu ihm: ihr Leben steht in meiner Gewalt, mein Herr, und ich könnte es nehmen; aber ich will, daß sie leben sollen, um mir zu verzeihen, wie ich ihnen verzeihe. Mit diesen Worten fiel er um und war todt; die Kugel des Marquis war ihm durch die Brust gegangen.«

»O mein Vater! mein Vater!« rief der junge Seemann, die Hände ringend, »und er lebt! der Mann, der meinen Vater getödtet hat? er lebt, nicht wahr? er ist noch jung? hat noch die Kraft, einen Degen und ein Pistol zuführen? Wir wollen ihn aufsuchen! . . heute! sogleich! Du wirst zu ihm sagen: Hier ist sein Sohn! Sie müssen sich mit ihm schlagen! Ha! dieser Mann — »dieser Mann! Wehe ihm!«

»Gott hat die Rache übernommen,« sagte Achard; dieser Mann ist — ein Narr!«

»Es ist wahr,« sprach Paul dumpf, ich hatte es vergessen.«

»Und in seiner Narrheit,« fuhr Achard fort, »hat er diese blutige Scene beständig vor Augen und wiederholt die erhabenen Worte, die dein Vater an ihn richtete.«

»Ha! also **darum** verläßt ihn die Marquise keinen Augenblick?«

»Und darum hat sie, unter dem Vorwande, daß er seine Kinder nicht sehen will, Manuel und Margarethe von ihm

entfernt.«

»Arme Schwester!« sprach Paul mit dem Ausdrucke einer unendlichen Zärtlichkeit, und jetzt will sie das Mädchen aufopfern, indem sie den elenden Lectour wider ihren Willen heirathen soll?«

»Ja!« versetzte Achard, »aber dieser elende Lectour führt sie nach Paris, giebt ihrem Bruder ein Dragonerregiment; die Marquise fürchtet nichts so sehr als die Gegenwart ihrer Kinder, ihr Geheimniß bleibt dann zwischen ihr und zwei Greisen, die — Morgen — in dieser Nacht sterben können . . . das Grab ist stumm! — «

»Aber ich, ich!«

»Du! weiß man denn ob du existiert! hast du seit fünfzehn Jahren, als du von Selkirk entliefst, Nachricht von dir gegeben! kann dir nicht auch auf deinem Wege ein Zufall begegnet sein, der dich hinderte zu der Zusammenkunft zu kommen, wo du dich glücklicher Weise eingestellt hast? sicher hat sie dich nicht vergessen. . . aber sie hofft. . .«

»O glaubst du, daß meine Mutter? . . .«

»Vergieb mir! es ist wahr,« antwortete Achard, »ich glaube nichts; ich habe Unrecht! ». . . vergiß, was ich sagte! . . .«

»Ja, ja, reden wir von dir, mein Freund! von meinem Vater!«

»Muß ich hinzusetzen, daß sein letzter Wille vollzogen

ward. Fild kam desselben Tages. Du reistest ab. Einundzwanzig Jahre liegen zwischen dieser Epoche, und von derselben an ist kein Tag vergangen, wo ich nicht gewünscht hätte, dich zu bestimmter Zeit wieder zu sehen. Mein Wunsch ist erfüllt. Gott sei gepriesen, du bist da; dein Vater lebt wieder in dir. . . ich sehe ihn wieder. . . ich rede mit ihm . . . ich weine nicht mehr, ich bin getröstet! . . .«

»Und er war todt? . . . todt ohne Hauch, ohne Leben, ohne Hoffnung! auf dem Flecke todt? — «

»Ja, todt! . . . ich trug ihn hierher! . . ., ich legte ihn auf das Bette wo du geboren warst. Ich schloß die Thür, damit Niemand herein konnte, und ging, um sein Grab zu graben. Den ganzen Tag brachte ich zu bei dieser schweren Pflicht, denn nach seinem Wunsche sollte. Niemand in dieses schreckliche Geheimniß eingeweiht werden. Abends holte ich die Leiche. Es ist sonderbar mit dem Menschenherzen, und wie schwer ihm die Hoffnung verläßt, die Gott ihm gegeben hat. . . ich hatte ihn fallen — eine Hände erkalten sehen. . . sein eisiges, Gesicht geküßt . . ihn verlassen, um sein Grab zu machen, und als die Todespflicht vollzogen war, kehrte ich zurück mit klopfendem Herzen, denn mir war es — wiewohl es dazu ein Wunder von Gott bedurft hätte, als müsse sein Leben zurückgekehrt sein, er sich empor richten und mit mir reden! Ich kam nach Hause, ach! ach! die evangelischen Zeiten waren vorüber . . . Lazarus lag ausgestreckt auf

seinem Lager, todt, todt, todt!«

» Und der Greis blieb einen Augenblick ohne Sprache, ohne Stimme; schweigend rollten Thränen über seine runzlichten Wangen.

»Ja, ja!« schrie Paul seinerseits in Schluchzen ausbrechend, »ja, nicht wahr, du hast deinen heiligen Auftrag vollzogen? Edles Herz! Laß mich die Hände küssen, die meinen Vater zur Ruhe gebracht haben. Und du bist dem Grabe so treu geblieben, wie dem Leben. Armer Wächter des Grabes, du bist bei ihm geblieben damit einige Thränen das Gras auf dieser unedlen Grube begossen! O! das die, so sich für groß halten, weil ihr Name im Sturme und im Kriege lauter wiederhallt als der Orkan und die Schlacht, gegen dich klein sind, du schweigsamer, pflichtergebener Greis! . . . o! segne, segne mich!« rief er, auf die Knie fallend, »da mein Vater nicht da ist, um mich segnen zu können!«

»Komm in meine Arme, mein Sohn!« sagte der Greis, »du übertreibt meine einfache, natürliche Handlung. Denn glaube mir, was du meine Frömmigkeit nennt, ist nicht ohne Unterricht für mich gewesen. Ich habe einsehen lernen, wie wenig Platz der Mensch auf Erden braucht, und wie schnell er in der Welt verloren geht, wenn der Herr seine Augen von ihm wendet, Dein Vater war jung, voll Muth, voll Aussichten! er war der letzte Abkömmling eines alten Geschlechts, trug einen edlen Namen, man glaubte im Voraus seine Bahn bezeichnet zu

sehen, zu irdischen Ehren und Würden . . . er hatte eine Familie. . . Freunde . . . und ach! er verschwand plötzlich, als wäre der Boden unter seinen Füßen gewichen. Gott mag wissen, ob *ein* bethrünter Blick seine Fußstapfen gesucht hat, bis er sie verlor; aber soviel weiß ich, daß seit einundzwanzig Jahren Niemand zu diesem Grabe gekommen ist, und Niemand es weiß, daß er an dem Orte liegt, wo das Gras grüner und buschiger ist. Und dennoch hält sich der stolze, thörichte Mensch für Etwas!«

»Meine Mutter ist nie hingekommen?«

Der Alte schwieg.

»Gut!« fuhr Paul fort, »jetzt werden wir Beide um diese Stelle wissen. Komm, zeige mir sie, denn ich werde zu ihr zurückkehren, jedesmal wenn mein Schiff Frankreichs Küste berühren wird, das schwöre ich!« Bei diesen Worten zog er Achard ins erste Zimmer; aber als sie die Thür aufmachten, hörten sie im Parke ein leichtes Geräusch, es war ein Bedienter aus dem Schlosse, der Margarethen folgte. Paul eilte schnell wieder hinein.

»Es ist meine Schwester!« sagte er zu Achard, »laß mich einen Augenblick mit ihr allein, ich muß mit ihr sprechen! Ich habe ihr etwas zu sagen, daß ihr eine glückliche Nacht geben wird. Wir wollen Mitleiden haben mit denen, die wachen und weinen!«

»Erinnere dich, sagte Achard, »daß das Geheimniß, welches ich dir eröffnet habe, auch das Geheimniß deiner

Mutter ist!«

»Sei ruhig, mein alter Freund!« sprach er, und trieb ihn ins zweite Zimmer, »sei ruhig, ich werde nur von ihrem eignen, mit ihr sprechen.«

Und jetzt trat Margarethe ein.

X.

Margarethe kam, nach ihrer Gewohnheit, um dem Greis einige Vorräthe zu bringen, und sah nicht ohne Erstaunen, in dem ersten Gemache, wo sie seit zehn Jahren. Niemand gesehen hatte, als Achard, einen schönen jungen Mann, der sie mit sanften Blicken und wohlwollendem Lächeln ansah. Sie winkte den Diener den Korb in einem Winkel abzusetzen; er gehorchte, dann ging er, um seine Herrin draußen zu erwarten. Sie ging auf Paul zu, und sagte:

»Vergeben sie, mein Herr, ich glaubte meinen alten Freund Louis Achard hier zu finden . . . und kam, um ihm von meiner Mutter . . .«

Paul wies mit der Hand nach dem andern Gemach, um anzudeuten, daß er dort sei, zu antworten vermochte er nicht, denn er fühlte, daß der Accent seiner Stimme, eine innere Rührung verrathen möchte. Sie dankte mit einer fast unmerklichen Kopfneigung und ging hinein.

Pauls Blicke folgten ihr, er drückte die Hand auf sein Herz. Diese jungfräuliche Seele, zu der die Liebe nie Zugang gehabt hatte, erschloß sich in ihrer ersten Zartheit der heiligsten Familienliebe. Vereinzelt wie er stets gewesen war, mit keinen andern Freunden als den rauhen Söhnen des Oceans, hatte sich Alles was in seinem

Herzen gutes, sanftes und zärtliches war, zu Gott gerichtet, und wiewohl er, vor einem rigoristischen Christen, in seiner Religion nicht völlig orthodox gewesen wäre, so war es doch darum nicht weniger wahr, daß diese Poesie, die in allen seinen Worten überfloß, nichts Anders war, als ein unendliches, ewiges Gebet. Es war also nicht zu verwundern, daß die ersten Empfindungen, die in ein solches Herz drangen, wiewohl durchaus brüderlich, so aufquellend, so ungerregelt waren, wie Regungen der Liebe.

»O!« murmelte er, als sie hinein war, »wie bin ich doch so vereinzelt! wie werd ich's anfangen, wenn du wieder kommt, um dich zu erfassen, in meine Arme zu schließen und zu sprechen: Margaritis! meine Schwester! mich hat noch kein Weib geliebt; o liebe du mich schwesterlich! o Mutter! Mutter! indem du mir deine Liebkosungen raubtest, hast du mir auch die, dieses Engels geraubt. Gott gebe dir aber in der Ewigkeit das Glück, das du von dir . . . und von uns entfernt hast! . . .«

»Lebt wohl! lebt wohl!« sagte jetzt Margarethe aus der Thür tretend zu dem Greis, »ich wollte den Abend noch zu euch kommen, denn ich weiß jetzt nicht mehr, wenn ich wieder kommen kann.«

Nachdenkend, gesenkten Hauptes, ohne Paul zu sehen, ohne sich zu erinnern, daß ein junger Mann hier gewesen war, als sie kam, ging sie auf die Thüre zu. Der junge Seemann folgte ihr mit den Augen, streckte die Arme

aus, als wolle er sie zurückhalten; er athmete schwerer und seine Augen waren naß. Als sie die Hand auf das Thürschloß legte, rief er

»Margarethe!«

Die junge Dame wandte sich verwundert um, da sie aber diese sonderbare Familiarität eines jungen Mannes, der ihr gänzlich fremd war, nicht begreifen konnte, machte sie die Thür halb auf, um fortzugehen.

»Margarethe!« wiederholte Paul, einen Schritt auf seine Schwester zugehend. »Margarethe! hören sie nicht, daß ich sie rufe?«

»Wohl heiße ich Margarethe!« antwortete sie mit Würde, »aber mein Herr, wie konnte ich glauben, daß ein Fremder mich so nennen darf?«

»Aber sie sind *mir* nicht fremd!« rief Paul, ging zu ihr, schloß die Thüre wieder zu, und führte sie ins Zimmer zurück, »ich weiß, daß sie unglücklich sind, daß sie keine Seele haben, der sie ihren Kummer vertrauen könnten, keinen Arm, sie zu schützen«

»Sie vergessen Den, der über uns ist!«, sagte Margarethe und hob das Haupt und die Hände zum Himmel.

»Nein, nein, Margarethe, Den vergeß ich nicht; denn eben *Er* ists, der mich gesendet hat, ihnen anzubieten, was ihnen fehlet, ihnen zu sagen, daß, wenn alle Lippen und alle Herzen für sie verschlossen sind: ich ihr Freund,

ihr wohl meinender, ewiger Freund bin!«

»O, mein Herr!« sagte sie leise, »sie sprechen da sehr heilige, sehr feierliche Worte aus! Worte an die ich zum Unglücke ohne Beweise nicht glauben kann!«

»Und wenn ich ihnen nun einen gäbe?«

»Nicht möglich!«

»Einen unwiderleglichen!« fuhr Paul fort.

»Ja dann!« sprach Margarethe mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke, wie wenn der Zweifel der Hoffnung Platz machte.

»Nun dann?«

»Ja dann! — aber nein, nein!«

»Kennen sie diesen Ring?« sagte Paul und zeigte ihr den Ring, der das Armband aufschloß.

»Gottes Barmherzigkeit!« schrie sie, »er ist todt !«

»Er lebt!«

»Aber er liebt mich nicht mehr?«

»Er liebt sie!«

»Wenn er lebt und mich liebt — o! ich werde wahnsinnig! — was sagt' ich denn? — ja, wenn er lebt und mich liebt, wie kommt dieser Ring in *ihre* Hände?«

»Er hat mir ihm anvertraut, als ein Pfand der Erkennung!«

»Hab' ich Jemandem dieses Armband anvertraut?« sprach sie und warf den Ärmel ihres Kleides zurück.

»Hier ists!«

»Ja, aber sie, Margarethe, sie sind nicht verbannt, entehrt vor der Welt, mitten in eine verlorene Race geworfen!«

»Was thut das? Ist er nicht schuldlos? ist er nicht geliebt?«

»Dann,« fuhr Paul fort, »hat er gedacht, daß es einem Zartgeföhle zukäme, da er von der menschlichen Gesellschaft geschieden ist, ihnen ihre Freiheit zurückzugeben!« (Er sagte dies, um zu sehen, wie weit die Liebe seiner Schwester gehen würde.)

»Wenn ein Weib für einen Mann. Das gethan hat, was ich für ihn gethan habe,« antwortete sie standhaft, »so, daß glauben sie mir, hat es keine andere Entschuldigung, als die, ihn ewig zu lieben, und das ists, was ich thun werde!«

»Ha! sie sind ein Engel!« rief Paul.

»Sagen sie mir,« sprach Margarethe, die Hand des Jünglings ergreifend und ihn bittend anblickte.

»Was?«

»Sie haben ihn also gesehen?«

»Ich bin ein Freund, sein Bruder«. . .

»Ach! dann erzählen sie mir von ihm!« rief sie, sich ganz ihrer Liebe überlassend und vergessend, daß sie einem Manne, den sie zum ersten Male sah, solche Fragen that. »Was macht er? was hofft er? der Unglückliche!«

»Er liebt sie; er hofft sie wieder zu sehen!«

»Dann, dann,« murmelte sie, leise und entfernte sich von ihm; »er hat ihnen Alles gesagt?«

»Alles!«

- »Ach!« rief sie und eine glühende Röthe überflog ihre gewöhnlich blassen Züge; sie senkte das Haupt.

Paul nahte sich ihr und drückte sie an sein Herz. »Sie sind eine Heilige!« sagte er.

»Und *sie* verachten mich nicht?« lispelte Margarethe, indem sie aufzublicken wagte.

»Margarethe!« sprach er, »hätte ich eine Schwester, ich würde Gott bitten, daß sie ihnen ähnlich wäre.«

»Ach, da hätten sie eine sehr unglückliche Schwester!« sagte sie und zerfloß in Thränen.

»Vielleicht!« lächelte Paul.

»So wissen sie denn nicht?«

»Was?«

»Daß Herr von Lectour morgen früh ankommt?«

»Ich weiß es!«

»Das man morgen den Contract unterschreibt?«

»Ich weiß es.«

»Nun! was wollen sie denn, daß ich, so aufs Aeüßerste gebracht, hoffen soll? An wen soll ich mich, denn wenden? wen soll ich anflehen? meinen Bruder? Gott weiß es, ich vergebe ihm, aber erfaßt mich nicht! Meine

Mutter: . . . ach, mein Herr! Sie kennen meine Mutter nicht, das ist eine Frau von unbescholtenem Ruf, von strenger Tugend, von unbeugsamen Willen; denn da sie nie gefallen ist, glaubt sie nicht, daß man fallen könne; und hat sie einmal gesagt: Ich *will!* so ist Nichts zu thun, als sich zu unterwerfen, zu weinen und zu gehorchen! . . Mein Vater! Ja . . ich weiß, er muß aus dem Zimmer kommen, wo er zwanzig Jahre eingeschlossen gewesen ist, um den Contract zu unterschreiben . . . Für jede andere, weniger Unglückliche und Verurtheilte als ich, wäre das ein Hilfsmittel. Aber sie wissen nicht, daß er wahnsinnig ist, daß er den Verstand und mit ihm jedes Vatergefühl verloren hat. Und dann — habe ich meinen Vater seit zehn Jahren nicht gesehen; ja, es sind zehn Jahr, daß ich eine zitternden Hände nicht gedrückt, eine ergrauten Locken nicht geküßt habe Er weiß nicht mehr, daß er eine Tochter hat, er weiß nicht mehr, daß er ein Herz besitzt er würde mich nicht einmal mehr wieder erkennen! und konnte er mich auch, erbarmte er sich meine, würde ihm meine Mutter doch die Feder in die Hand geben und zu ihm sagen: »Unterschreibe ich will es!« und der arme schwache Greis würde unter schreiben und seine Tochter wäre verurteilt.«

»Ja, ja, ich weiß das Alles so gut, als sie, sagte Paul; »aber fassen sie Muth dieser Contract wird nicht unterschrieben werden!«

»Und wer wird es hindern?«

»Ich!«

»Sie?«

»Beruhigen sie sich, ich werde morgen bei der Versammlung der Familie sein.«

Wer wird sie einführen?«

»Ich habe ein Mittel.«

»Mein Bruder ist heftig, jähzornig! o mein Gott! — Nehmen sie sich in Acht, daß sie mich nicht noch unglücklicher machen, statt mich zu retten!«

»Ihr Bruder ist mir eben so heilig, wie ihnen selbst. Fürchten die Nichts, verlassen sie sich auf mich.«

»O ich will ihnen glauben, mich auf sie verlassen,« sagte Margarethe, als ob eine lange Zweifelsucht sie ermüdet hätte; »denn *wozu* sollten sie mich betrügen? was für Interesse könnten sie haben, mich zu verrathen?«

»Keines, sie haben Recht; doch von etwas Anderem. Was denken sie mit dem Barone von Lectour anzufangen?

»Ich sage ihm alles.«

»O!« rief Paul, sich vor ihr beugend, »ich muß sie anbeten!«

»Mein Herr?« murmelte Margarethe.

»Wie eine Schwester! o wie meine Schwester!«

»Ja, sie sind gut,« rief sie jetzt, »ich glaube, daß sie Gott mir gesendet hat!«

»Glauben sie es!«

»Also morgen Abend . . .«

»Und daß sie sich über Nichts wundern, über Nichts erschrecken. Nur suchen sie es möglich zu machen, mir den Erfolg ihrer Unterredung mit Lectour durch einen Brief, ein Zeichen, ein Wort bekannt werden zu lassen.«

»Ich werde es!«

»Und nun, es ist spät. Ihr Diener möchte sich über unsere lange Unterredung wundern; gehen sie ins Schloß zurück und erwähnen meiner gegen Niemanden. Leben sie wohl!«

»Gott befohlen!« sagte Margarethe, »sie, dem ich keinen Namen zu geben weiß.«

»Nennen sie mich ihren Bruder!«

»Leb wohl, mein Bruder!«

»O Schwester Schwester« rief Paul außer sich und schloß sie in seine Arme, »du bist die Erste, die mir ein so süßes Wort hören ließ Gott möge es dir lohnen!«

Margarethe trat verwundert zurück, kehrte sich aber wieder zu ihm und reichte ihm die Hand. Paul drückte sie herzlich, und sie ging. Als sie fort war, ging er in das andere Zimmer und suchte den Greis.

»Jetzt,« sprach er, »führe mich an das Grab meines Vaters!«

XI.

Des folgenden Tages erwachten die Bewohner des Schlosses d'Auray, von Furcht und Hoffnung, wie sie ihr verschiedenes Interesse mit sich brachte, mehr als jemals beschäftigt; denn für alle sollte es ein entscheidender Tag sein. Die Marquise, die jetzt unsere Leser als eine zwar weder verdorben, noch boshaft, jedoch sehr hochmüthige und unbeugsame Frau kennen, sah in ihm das Ende ihrer stets erneuten Angst, denn ganz besonders wollte sie in den Augen ihrer Kinder jenen fleckenlosen Ruf erhalten, dessen Behauptung ihr so heuer zu stehen kam. Für sie war Lectour nicht nur ein passender Schwiegersohn, der einen, den ihrigen würdigen Namen führte, sondern auch ein Mann, vielmehr ein guter Genius, der zugleich ihre Tochter als seine Gemahlin sondern auch ihren Sohn, dem der Minister, behufs dieser Vermählung, ein Regiment zu geben versprochen hatte, entfernte. Waren diese Kinder einmal fort, und der Erstgeborene erschienen, so fand das Geheimniß keinen Widerhall. Auch gab es tausend Mittel ihm den Mund zu stopfen. Das Vermögen der Marquise war ungeheuer, und sie hielt in solchen Fällen das Gold für ein unfehlbares Mittel. So stark als demnach ihre Furcht war, betrieb sie auch diese Verbindung: also, daß sie nicht nur Lectours Zudringlichkeit unterstützte,

sondern auch Manuels Eifer anfeuerte. Dieser hatte es satt, unbekannt in Paris zu leben, oder sich in der Bretagne zu vergraben; verloren unter der Jugend, die des Königs Hofstaat ausmacht, oder verbannt in das alte Schloß seiner Ahnen, zu den alten Familienbildern, klopfte er eifrig an das goldne Thor, welches ihm sein künftiger Schwager in Versailles aufzuthun versprach.

Der Kummer und die Thränen seiner Schwester hatten ihn wohl einen Augenblick betrübt, denn er war mehr ehrgeizig aus Furcht vor der Langenweile, die ihm in seiner Behausung erwartete, und aus Verlangen an der Spitze eines Regiments zu paradieren, um die Köpfe der Frauen durch seinen Reichthum und seine geschmackvolle Uniform verrücken zu können, als aus Stolz und Härte des Herzens; da er aber selbst einer ernstlichen Leidenschaft unfähig war, so betrachtete er die Liebe seiner Schwester, ohnerachtet der traurigen Folgen, die sie gehabt hatte, als eine kindische Neigung, welche das Geräusch der Welt und ihre Freuden, bald aus ihrem Gedächtnisse vertilgen würden, und glaubte sich überzeugt, daß kein Jahr vorübergehen werde, ohne daß sie es ihm zuerst Dank wissen würde, ihren Gesinnungen Gewalt angethan zu haben. Was aber Margarethen, dieses arme, unwiderruflich verurtheilte Opfer betraf, die den Befürchtungen der Mutter und dem Ehre geize des Bruders hingegeben werden sollte, so hatte der Auftritt in Achards Hause, auf sie einen tiefen Eindruck gemacht;

sie konnte sich das sonderbare Gefühl nicht erklären, welches der schöne Jüngling in ihr erregt hatte, der ihr Lusignans Grüße gebracht, sie über sein Schicksal ermuthigt, und endlich seine Schwester genannt, und an sein Herz gedrückt hatte. Eine oberflächliche, instinktmäßige Hoffnung sagte ihr, daß dieser Mensch, von Gott zu ihrem Schutze gesendet sei; da sie aber nicht wußte, welches Band sie an ihn zog, welches Geheimniß ihm Macht verlieh über den Willen ihrer Mutter, kurz, welchen Entschluß er über ihre Zukunft ausüben konnte, so wagte sie es doch nicht sich diesen glücklichen Ideen zu überlassen, gewohnt, wie sie seit sechs Monaten war, den Tod als das einzige, mögliche Ende ihres Unglücks zu betrachten. Nur der Marquis war mitten in den verschiedenen Aufregungen, die ihn umgaben, einzig in seiner antheillosen, stumpfen Gleichgültigkeit geblieben, denn für ihn hatte die Welt still gestanden, seit dem schrecklichen Tage, wo eine Vernunft verloren ging; unaufhörlich in eine einzige Erinnerung, in *die* jenes tödlichen, zeugenlosen Duells versunken, sprach er nichts als die Worte des Grafen von Morlaix, als er ihm das Leben schenkte. Er war zum kindischen Greise geworden, dem seine Frau mit einem Winke befahl, und der, was sie kalt und beharrlich wollte, seit zwanzig Jahren gehorsam that, weil es ihm der Instinkt, seiner, Vegetation, an der Stelle eigener Vernunft, gebot. An diesem Tage war eine Revolution in seinen

Gewohnheiten vorgegangen. Ein Kammerdiener war zu ihm gekommen, und vertrat die Stelle der Marquise, bei einem Ankleiden; er hatte ihm seine Feldmarschalluniform angelegt und die Orden welche er besaß; dann hatte ihn die Marquise eine Feder in die Hand gegeben und befohlen zu versuchen seinen Namen zu schreiben, und er hatte leidend und gleichgültig gehorcht, ohne daran zu denken, daß man ihm die Rolle des Henkers einstudiere!

Gegen drei Uhr Nachmittag rollte eine Postchaise in den Schloßhof, deren Geräusch sehr verschieden in den Herzen derer wiederklang, die ihn erwarteten.

Manuel war hinaus geeilt, einen ankommenden Schwager zu empfangen; Lectour sprang leicht aus dem Wagen. Er hatte sich auf der letzten Station verweilt, um sich gehörig angekleidet vorzustellen, folglich kam er in aller Eleganz der neuesten Hofmode an. Manuel lächelte über diese Vorsicht, denn es war erwiesen, daß Lectour keinen seiner persönlichen Vortheile dadurch beeinträchtigen wollte, daß er sich im Reisekostüm darstellte. Seine weibische Gewohnheit, seine Frauenkenntniß hatte ihm gelehrt, daß diese fast immer von dem ersten Anblicke urtheilen, und das nichts die bösen oder guten Eindrücke, die in ihrem Geiste oder ihrem Herzen entstanden sind, zu verlöschen vermag. Uebrigens müssen wir ihm in dieser Beziehung Gerechtigkeit wiederfahren lassen; sein angenehmes,

graziöses und elegantes Aussehen, würde für jede Frau gefährlich geworden sein, deren Herz nicht für einen Andern eingenommen gewesen wäre.

»Erlauben sie, lieber Baron,« sagte Manuel auf ihn zugehend, »daß ich sie in der Abwesenheit der Damen, die indes nicht lange dauern wird, empfangen und in dem Schlosse meiner Väter die Honneurs mache. Sehen sie,« fügte er hinzu, auf den obersten Stufen der Treppe stillstehend, und ihm die Thürmchen und Bastionen zeigend, »als Architektur schreibt sich das von Philipp August und als Decoration von Heinrich IV. Her.«

»Auf Ehre, eine herrliche Festung!« antwortete der Baron, mit jenem gezierten Ausdrucke; den die Leute des vornehmen Standes zu der Zeit annehmen, sie verbreitet drei Meilen in der Runde eine Atmosphäre von Baronie, die einen Lieferanten parfümieren könnte. »Wenn mir je die Lust ankäme, gegen Sr. allerchristlichsten Majestät zu rebellieren,« fuhr er fort, durch die Vorhalle und eine, auf beiden Seiten, mit Familienbildern geschmückte Gallerie tretend, »würde ich sie bitten, mir dieses Kleinod zu leihen, und« setzte er hin, zu, die Augen zu der langen Ahnenreihe erhebend, »die Garnison dazu.«

»Dreiunddreißig Ahnen,« antwortete Manuel, »ich will nicht sagen mit Fleisch und Knochen, denn alle sind längst schon Staub — aber gemalt. Der Ritter Hugo d'Auray macht den Anfang, er begleitete den König Louis VII. auf dem Kreuzzuge; gegenüber meine Tante Debora,

als Judith, und geht in gerader Linie bis zu ihrem gehorsamsten Diener, Manuel d'Auray ununterbrochen fort männlicher Linie, er hat die Ehre das letzte Glied dieser illustern Familie zu sein.«

»Das ist sehr achtungswerth und authentisch man kann nicht mehr!«

»Ja, da ich mich aber nicht patriarchalisch genug fühle,« versetzte Manuel, indem er vor dem Barone herging, ihnen den Weg in sein Zimmer zu zeigen, »um mein Leben in dieser auserlesenen Gesellschaft hinzubringen, so hoffe ich, Baron, daß sie daran gedacht haben, mich herauszubringen.«

»Ohne Zweifel, lieber Graf« antwortete Lectour ihm folgend, »ich wollte ihnen sogar ihre Bestallung als mein Hochzeitgeschenk bringen. Es war eine Stelle bei den Dragoner-Regiment der Königin vacant, und so ging ich gestern zu Herrn von Maurepas um für sie darum anzuhalten, als ich erfuhr, daß auf das Ersuchen, ich weiß nicht, welches geheimnißvollen Admirals, so einer Art Corsaren, Piraten, Phantasten schon verliehen worden sei, welchem, wie die Königin es eingeführt hatte, weil sie ihm ihre Hand zu küssen gab, und der König in Affection nahm, da er die Engländer, Gott weiß wo, geschlagen hat . . . so, daß ihm Sr. Majestät mit dem militairischen Verdienstorden dekoriert, und einen goldnen Degen gegeben hat, wie einem vom alten Adel. Kurz, von *der* Seite ging die Parthie verloren, aber beruhigen sie sich,

wir kehren uns zu einer andern.«

»Sehr wohl!« antwortete Manuel, »die Waffe verschlägt mir wenig; ich wünsche bloß einen Grad, der meinem Namen angemessen ist, und eine Stellung die meinem Vermögen entspricht.«

»Vollkommen, sie werden alles erhalten.«

»Wie haben sie sich denn von ihren tausendfachen Verbindlichkeiten losmachen können?« fragte nun Manuel, um auf etwas Anderes zu kommen.

»Aber,« sagte der Baron in jenem nachlässigen Tone, der nur dieser privilegierten Classe eigen ist, und streckte sich aufs Sopha, denn nun waren sie in das für ihm bestimmte Gemach gelangt, »wie anders, als daß ich im Spiel bei der Königin ganz naiv ankündigte, ich würde mich verheirathen!«

»Bei Gott, das nenne ich Heroismus! besonders wenn sie gesagt haben, daß sie eine Frau aus Niederbretagne nähmen.«

»Das hab' ich gestanden.«

»Nun dann,« lächelte Manuel, »hat der Zorn dem Mitleide Platz gemacht?«

»Verdammt, lieber Graf,« sagt Lectour ein Bein übers andre gelegt, und damit hin und her balancierend, wie eine Schlaguhr, »sie wissen ja, daß unsere Damen denken, die Sonne gehe in Paris auf und in Versailles unter. Alles übrige von Frankreich ist Lappland,

Grönland Novazembla für sie. So daß man glaubt, wie sie gesagt haben, lieber Graf, ich würde von meiner Reise zum Pol, was unbekanntes mitbringen, mit schrecklichen Fäusten und stammharten Füßen. Zum Glück, daß man sich irrt! fügte er mit halb forschendem, halb besorgte Ausdrücke hinzu, »nicht wahr, Manuel! Sie haben mir ja gesagt, daß Ihre Schwester . . .«

»Sie werden sie sehen!« sprach dieser.

»Das wird der armen Frau von Chaule höchst ärgerlich sein . . . Na — trösten muß sie sich doch . . . was giebts?« Diese Frage galt dem Bedienten des Grafen, der zur Thür hereintrat und auf der Schwelle stehen blieb, wenn ein Bedienter aus vornehmen Hause, die Befehle seines Herren erwartet.

»Was giebts?« wiederholte der Graf. »Fräulein Margarethe d’Auray läßt den Herren Baron von Lectour um die Ehre einer Unterhaltung bitten.«

»Mich?« sagte Lectour und erhob sich, »ei, mit dem größten Vergnügen!«

»Ach! nicht doch!« sagte Manuel, »daß ist wohl ein Irrthum! du irrst dich Celestin!«

»Ich habe die Ehre dem Herren Grafen zu versichern,« betheuerte der Kammerdiener, »daß ich den mir gegebenen Befehl pünktlich ausrichte.«

»Nicht möglich!« sagte der Graf, im höchsten Grade beunruhigt über den gewagten Entschluß seiner

Schwester, »glauben sie mir, Baron, geben sie der kleinen Närrin kein Gehör!«

»Warum nicht gar!« antwortete dieser, und stand auf, »was für ein Blaubart von Bruder sind sie denn? Celestin!« — nicht wahr, so heißt der Bursche? Manuel bejahte ungeduldig. »Gut also, Celestin, sage meiner schönen Braut, daß ich mich ihr zu Füßen werfen würde, und ihr Befehle erwarte, ob ich sie aufsuchen soll, oder ob sie hierher kommen will. Und hier, etwas für die Gesandtschaft! (Er gab ihm eine Börse. Und ich hoffe doch, Graf, sie werden mir genug Vertrauen schenken, um mir ein tête-à-tête zu erlauben.«

»Aber das ist ja über alle Maßen lächerlich!«

»Gar nicht,« antwortete Lectour.

»Im Gegentheile vollkommen convenabel. Ich bin ja kein gekröntes Haupt, um eine Frau nach dem Portrait und mit Procuration zu heirathen. Ich wünsch sie persönlich zu sehen. Gehen sie, Manuel!« fuhr er fort und trieb ihn in eine Seitenthür, damit er seiner Schwester nicht begegne. »Lassen sie hören unter uns gesagt, ist sie vielleicht — bucklich?«

»Ei, bei Gott, mitnichten!« rief der Graf »im Gegentheile! schön wie ein Engel!«

»Nun dann weiß ich freilich nicht, was da bedeuten soll? Wie denn — muß ich vielleicht Wache herbeirufen?«

»Nein; auf mein Wort, ich besorge, da meine Schwester, die gar keine Idee von der Welt hat, Alles zu Nichte machen will, was wir beschlossen haben!«

»O, wenn es weiter. Nichts ist!« antwortete Lectour, die Thür aufmachend, »da können sie ruhig sein. Der Bruder ist mir zu lieb, als daß ich nicht der Schwester einen kleinen Eigensinn oder . . . etwas Wunderliches durchlassen sollte, und ich gebe ihnen meine Cavalierparole, daß, wenn sich anders der Teufel nicht drein mengt — und der ist jetzt, wie ich hoffe, in einem andern Welttheile beschäftigt — Fräulein Margarethe d’Auray in drei Tagen Frau Baronesse von Lectour sein wird, und sie in einem Monate ein Regiment haben werden.«

Dieses Versprechen schien Manuel etwas zu beruhigen, der sich zur Thüre hinaustreiben ließ, ohne weitere Schwierigkeiten zu machen. Lectour lief sogleich vor einen Spiegel, um die geringen Spuren von Unordnung zu verbessern, welche die Stöße des Wagens während der letzten drei Meilen in seiner Toilette hervorgebracht hatten. Kaum war er damit fertig, seine Kleider und Haare in die gewöhnlichen Falten zu bringen, als die Thüre aufging und Celestin Fräulein Margarethe d’Auray meldete.

Der Baron kehrte sich schnell um und erblickte seine Braut blaß und bebend auf der Thürschwelle stehen. Trotz aller ihm von Manuel gegebenen Versicherungen,

war ihm doch ein gewisser Zweifel, wo nicht über ihre Schönheit, wenigstens über ihre Haltung und Manieren im Herzen geblieben; er war also voll erstaunender Verwunderung, als er dieses zarte, anmuthige Wesen sah, dem selbst die allerstrengste Kritik der Formen Nichts vorwerfen konnte, als ein wenig Blässe. Heirathen, wie die, so Lectour eingegangen war, waren nicht selten in einer Zeit, wo die Convenienzen des Ranges und Vermögens gewöhnlich die Verbindungen adlicher Häuser bestimmten; aber das, was kaum einmal unter Tausenden geschah, das war, in der Lage des Barons, in einem Winkel der Provinz eine ungeheuer reiche und schöne Frau zu finden, die er bei dem ersten Anblicke durch ihre Haltung und Eleganz würdig finden konnte, in den glänzendsten Zirkeln des Hofes zu figurieren. Er ging also auf sie zu, nicht mit dem Uebergewichte eines Hofmannes über ein Mädchen aus der Provinz, aber mit jener ehrfurchtsvollen Freimüthigkeit, die in dieser Zeit das Siegel der guten Gesellschaft war.

»Verzeihung, mein Fräulein!« sagte er, ihr die Hand bietend, um sie zum Sessel zu führen, die sie aber nicht annahm. »An mir war es, um die Begünstigung zu bitten, die sie mir gewähren, und nur die Besorgniß, unbescheiden zu sein, das glauben sie mir, läßt die Schuld über mich ergehen, daß ich mir habe zuvorkommen lassen.«

»Ich bin ihnen für diesen Zartsinn sehr dankbar, Herr

Baron!« sprach Margarethe mit bebender Stimme, that einen Schritt zurück und blieb stehen. »Er giebt mir Muth zu dem Vertrauen, daß ich, ohne sie gesehen und gekannt zu haben, in ihre Rechtlichkeit setze!«

»Zu welchem Zwecke es auch dienen soll, so ehrt mich doch dieses Vertrauen, und ich werde suchen, mich dessen würdig zu machen! aber, mein Gott, was ist ihnen denn?«

»Nichts, Herr Baron, nichts!« antwortete sie, bemüht, ihre Aufregung zu unterdrücken; »aber . . was ich ihnen zu sagen habe — entschuldigen sie — ich bin nicht Herrin genug — meiner selbst!«

Sie wankte; der Baron flog auf sie zu und wollte sie unterstützen; aber kaum hatte er sie angerührt, so stieg eine Flammenglut auf ihre Wangen, und mit einer Empfindung, die der Züchtigkeit eben so gut gehören konnte, als die Widerwillen, machte sie ihren Arm los. Lectour hatte sie bei der Hand genommen und sie zu dem Sessel geführt, an den sie sich lehnte, ohne sich setzen zu wollen.

»Guter Gott!« sagte der Baron, immer noch die Hand haltend, der er sich bemächtigt hatte, »es ist also etwas sehr Schweres, was sie mir zu sagen haben und was sie zu mir führt? oder giebt mir der Titel Bräutigam schon das gewichtige Ansehn des Ehemannes?«

Margarethe machte von Neuem eine Bewegung, ihre

Hand los zu machen, welches ihn veranlaßte, auf dieselbe zu blicken.

»Wie,« rief er, »es ist nicht genug an ein anbetungswerthen Gestalt, an dem Wuchse ein Fee! . . . auch noch reizende Hände! Hände ein Königin! — ach wollen sie, daß ich sterben soll?

»Ich hoffe, Herr Baron,« sagte Margarethe ihre Hand mit Gewalt zurückziehend, »daß ihre Worte nichts weiter sind, als Galanterie!«

»Nein! nein! auf Seele! die reinste Wahrheit sind sie!« antwortete er.

»Nun so hoffe ich mein Herr, daß selbst dann, wenn sie dächten, was sie mir sagen zu müssen glauben — woran ich aber zweifle! — es nicht aus diesen und ähnlichen Gründen sein wird, daß sie der unter uns projectirten Verbindung einen großen Werth beilegen!«

»Aber — ich schwöre! — «

»Und dennoch,« fuhr sie fort, mit Gewalt Athen holend, so beklommen war ihre Brust, »halten sie die Ehe für eine ernstliche Sache?«

»So — so!« lächelte Lectour, »wenn ich z. B. eine Witwe heirathete.«

»Kurz,« versetzte Margarethe mit entschlossenerem Ausdrücke, »so vergeben sie, Herr Baron, wenn ich mich geirrt habe; ich glaubte zuweilen, sie hätten sich im Voraus wegen der zwischen uns angeregten

Verbindungen Ideen gegenseitiger Gesinnungen gemacht?«

»Nie!« fiel er ihr ins Wort, denn er schien eben so bedacht, eine offene Erklärung zu vermeiden, als sie es war, sie herbei zu führen. »Nein! besonders seitdem ich sie gesehen, habe ich nicht gehofft, ihrer Liebe würdig zu sein, und gleichsam giebt mir mein Name, meine Stellung in der Gesellschaft, wenn auch nicht Einfluß auf ihr Herz doch Ansprüche auf ihre Hand.«

»Wie aber, Herr Baron,« sprach Margarethe furchtsam, »wie trennen sie das Eine von Andern?«

»Wie drei Theile von denen, die sich verrathen, Fräulein!« antwortete er mit einer Nachlässigkeit, die augenblicklich alles Zutrauen in einer minder aufrichtigen Frau, als Margarethe war, erstickt hätte. »Man heirathet, weil der Mann eine Frau, die Frau einen Mann haben will, das ist einmal eine gesellschaftliche Einrichtung; was wollen sie denn Fräulein, *Liebe* und *Empfindung* dabei zu schaden haben soll?«

»Vergeben sie, ich drücke mich vielleicht nicht Recht aus,« fuhr Margarethe fort, »sie that sich alle Gewalt an, dem Manne, von dem ihr Schicksal abhing, den schmerzlichen Eindruck zu verbergen, die seine Worte auf sie machten. »Sie müssen mein Zaudern der Schüchternheit eines jungen Mädchens zuschreiben, Herr Baron, das durch gebieterische Verhältnisse gezwungen

ist, von so Etwas zu sprechen!«

»Mitnichten!« sagte er, mit höhnischem Ausdrucke, sich verbeugend. »Sie sprechen mein Fräulein, wie Clarisse Harlove; und Alles liegt klar am Tage. Gott hat mir so viel Verstand gegeben, daß ich Alles verstehe, was man mir mit halben Worten sagt, das glauben sie, Fräulein!«

»Wie, mein Herr!« rief Margarethe, »sie verstehen, was ich sagen will, und lassen mich fortfahren. Wenn ich nun — mein Herz geprüft, meine Empfindungen untersucht und die Unmöglichkeit gefunden hätte — *den* je zu lieben, den man mir zum Gatten geben will?«

»Ja dann,« sprach er wie zuvor, »sollten sie es wenigstens ihm nicht sagen!«

»Und warum nicht, Herr Baron?«

»Je nun, weil . . . weil das gar zu naiv wäre!«

»Und wenn ich nun dieses Bekenntniß nicht aus Naivität, sondern aus Zartgefühl ablegte . . . Wenn ich hinzusetzte — wehe denen, die mich zu diesem Geständnisse zwingen! daß ich geliebt habe — und noch liebe!«

»Nicht wahr, so ein Vetterchen?« sprach Lectour nachlässig, ein Bein über's andre schlagend, und mit einem Jabot spielend, »das ist eine verfluchte Race, die Vetterchens, auf Ehre aber zum Glück weiß man schon wie man mit solchen Liebeleien daran ist, und es giebt

nicht eine Kostgängerin, die zu Ende der Vacanzen, nicht mit einer kleinen Passion im Herzen, in's Kloster zurückkehrt.«

»Zum Unglück bin ich keine solche!« erwiderte Margarethe mit so traurig-ernster Stimme, als die einige leichtsinnig und spöttisch war; »obgleich noch jung, habe ich schon längst läppische Spiele und kindische Neigungen vergessen. Wenn ich zu dem Manne rede, der mich mit dem Antrage beehrt, mir einen Namen geben und meine Hand begehren zu wollen; so versteht es sich wohl, daß von einer ernsthaften, tiefen, ewigen Liebe die Rede ist, von einer Liebe endlich, die ihre Spur im Herzen und Leben zurückläßt!«

»Der Teufel!« brach Lectour jetzt aus, als ob ihm diese Entdeckung jetzt wichtiger erschiene, »das ist ja ein Schäferroman, der! — Wir wollen sehen! ist's ein anständiger junger Mann, den man aufnehmen kann?«

»O! mein Herr!« rief Margarethe, sich der Hoffnung überlassend, welche diese Worte ihr einflösten, »glauben fiel mir! es ist das beste Wesen, die treueste Seele! — «

»Aber darnach — nach den Eigenschaften seines Herzens frag ich ja nicht. Er besitzt alle, zugegeben! — ich frage: ob er von Adel, von Familie ist, ob ihm eine anständige Dame — avoniren kann, ohne Nachtheil für ihren Mann?«

»Er hat seinen Vater sehr jung verloren, der ein

Jugendfreund des meinigen und Hofrath zu Rennes war.«

»Hm! Magistratsadel!« murmelte Lectour verächtlich, »was anders wäre mir lieber! ist er wenigstens Maltheserritter?«

»Er bestimmte sich für's Militair.«

»Nun gut, so sucht man ein Regiment für ihn, damit er eine Anstellung hat. So ist's arrangiert. Hören sie. Sechs Monat läßt er vorbeigehen, des Anstandes wegen; nimmt dann Urlaub, was nicht schwer sein wird, da wir nicht Krieg haben, läßt sich bei ihnen durch einen gemeinschaftlichen Freund vorstellen, und die Sache ist abgemacht!«

»Ich verstehe sie nicht, Herr Baron!« antwortete Margarethe, und betrachtete ihn in dem Ausdrücke des höchsten Erstaunens.

»Nun, das ist aber doch klar genug, wie ich ihnen sage!« antwortete er mit einiger Ungeduld, »sie haben ihre Engagements. Ich ha die meinigen. Das darf uns nicht hindern, eine Verbindung zu vollziehen, die in jeder Beziehung zuträglich ist, und einmal vollzogen, muß mit sie erträglich zu machen suchen. Verstehen mich endlich?«

»O! Verzeihung, Verzeihung, mein Herr rief Margarethe, vor diesen Worten zurückschauernd, »ich bin sehr unvorsichtig, vielleicht selber strafbar gewesen, aber so wie ich bin, glaube ich, doch keine solche

Beleidigung zu verdiene . . . o! o mein Herr! ich erröthe in ihrer Seele! ja ich verstehe sie. Eine scheinbare und eine verborgene Liebe! das Gesicht des Laster mit der Larve der Tugend! Und *mir* — mit der Tochter der Marquise d'Auray, schlägt man diesen ehrlosen Handel, diese erniedrigende, schändliche Stellung vor? — Ach!« fuhr sie fort, sank in den Sessel, und verbarg ihr Gesicht in den Händen, »ich muß doch ein sehr unglückliches, sehr verächtliches und verlorenes Geschöpf sein! o! mein Gott! mein Gott!«

»Manuel! Manuel!« rief der Baron, die Nebenthür aufreißend, wo er diesen zu finden, nicht zweifelte, »so kommen fiel doch, mein lieber! ihre Schwester hat Krämpfe! . . . auf solche Dinge muß man Acht geben, daß sie nicht chronisch werden . . . Frau von Milau ist daran gestorben! — da — da Graf, hier ist mein Flacon! Ich werde in den Park heruntergehen, und wenn sie Zeit haben, so kommen sie nach, und bringen mir Nachrichten von ihrer Schwester!«

Mit diesen Worten entfernte er sich mit seiner bewundernswerthen Leichtigkeit, und ließ die Geschwister bei einander zurück.

XII.

An dem Tage, wo die eben erwähnte, fruchtlose Zusammenkunft der jungen Dame mit ihrem Verlobten stattfand, rief die Speiseglocke den Baron um vier Uhr zur Mittagstafel. Manuel mach die Honneurs, denn die Marquise war bei ihre Gemahl geblieben, und Margarethe hatte sich entschuldigt zu kommen. Die übrigen Gäste war der Notar, Verwandte und Zeugen. Die Mahlzeit war traurig, trotz Lectours unermüdlich Unterhaltung, es war sichtbar, daß dieser lustig Humor so thätig war, daß er ein Fieber sein mußte, er war gesonnen, sich selbst zu betäuben Von Zeit zu Zeit drohte auch diese Lustigkeit wie eine Lampe zu verlöschen, der es an Oel gebricht, dann flammte sie von Neuem empor, blitzt um so heller, wie jene Flamme, wenn sie ihr letzte Nahrung verzehrt. Um sieben Uhr stand man auf, um sich in den Salon zu begeben.

Schwerlich kann man sich eine Idee machen von dem seltsamen Anblicke dieses alterthümliche Schlosses, dessen weite Zimmer mit damastnen gothisch decorirten Stoffen behangen, und mit Meublen aus den Zeiten Ludwig XIII. erfüllt waren. So lange zugeschlossen, schienen sie des Lebens entwöhnt, und trotz der Menge der Kerzen, welche die Diener angezündet hatten, schien

doch das schwache, zitternde Licht derselben für diese ungeheuern Gemächer nicht zureichend, und die Stimmen darin wiederholten sich wie unter den Schwibbogen eines Doms. Die kleine Zahl der Gäste, welche zum Abende, kaum drei oder vier benachbarte Edelleute vermehren sollten, vergrößerte die Traurigkeit, die unter diesen mit Wappen gezierten Gewölben, durch das Schloß zu schweben schien.

Im Mittelpunkt des Saals, in dem nämlichen, wo Manuel, im Augenblick seiner Ankunft von Paris den Kapitän Paul empfangen hatte, fand ein festlich geschmückter Tisch, mit einer verschlossenen Mappe, die für einen Unkundigen, eben so gut ein Todesurtheil, als einen Ehecontract enthalten konnte. Mitten unter diesem traurigen Anblicke und düstern Eindrücken, erschallte von Zeit zu Zeit ein höhnisches, abgebrochenes Gelächter, zu den Gruppen der hier leise sprechenden Personen; es war Lectour, der sich auf Kosten einiger guten Landjunker belustigte, ohne Barmherzigkeit für Manuel, auf den ein Theil seines Spottes zurückfiel. Zuweilen warf aber doch der Bräutigam ängstliche Blicke, auf das andere Ende des Zimmers, und dann flog plötzlich eine trübe Wolke über seine Stirne, denn weder die Schwiegereltern, noch die Braut erschienen. Er hat die Marquise gar nicht und Margarethe so kurze Zeit gesehen, daß er trotz seines Leichtsinns doch nicht ganz ohne Sorgen über dasjenige war, was bei der

Unterzeichnung des Contracts vorgehen könne, die diesen Abend stattfinden sollte. Eben so wenig war Manuel ohne Besorgniß, und er hatte sich eben entschlossen seiner Schwester hinauf zu gehen, als er durch das Zimmer gehend, auf dem Baron stieß, ihn zu sich winkte.

»Bei Gott! sie kommen eben Recht, lieb Graf!« sagte er, indem er mit der größten Aufmerksamkeit auf dasjenige zu hören schien, was ihm ein guter Landedelmann erzählte, mit dem er eine vollkommene Freundschaft geschlossen haben schien. »Hier ist Herr von Nozay, der mir sehr merkwürdige Dinge erzählt, auf Ehre, aber wissen sie,« fuhr er fort, sich zu diesen wendend, »daß das eine charmante Jagd ganz für gute Gesellschaft geeignet! Auch besitze Sümpfe und Teiche; ich muß nur mein Intendanten fragen, wenn ich wieder nach Par. . . komme, wo sie liegen. Und fangen sie viele Enten auf diese Weise?«

»Ungeheuer viel!« antwortete der Edelman mit dem Ausdrücke der vollkommensten Gutmüthigkeit, der Lectour bewieß, daß er ohne Nachtheil die Unterhaltung in demselben Tone fortsetzen könne.

»Was ist denn das für eine wunderbare Jagd?« fragte Manuel.

»Stellen sie sich vor, mein Lieber,« sagte Lectour sehr ernsthaft, »der Herr geht bis an den Hals ins Wasser.«

»Aber — ohne Unbescheidenheit — zu welcher Jahreszeit?«

»Nu,« antwortete jener, »im Monat December oder Januar!«

»Das ist ja ganz pittoresk! ich sage ihnen, der Herr geht bis an den Hals ins Wasser, jetzt einen Filz auf den Kopf und versteckt sich in's Geröhrig. Das verändert ihn dermaßen, daß ihn die Enten durchaus nicht kennen, und ganz nahe kommen. — Nicht so? — «

»So nahe, wie sie hier! — «

»Ei — wahrhaftig?« rief Manuel.

»Und dann tödtet er soviel ihm beliebt fuhr der Baron fort.

»Zu Dutzenden!« versicherte der Landjunker entzückt über die Aufmerksamkeit der beiden jungen Leute.

»Wenn ihre Frau gern Enten ißt, muß das ein großes Vergnügen sein!« sagte Manuel.

»Sie ist ganz toll darauf!« antwortete er.

»Ich hoffe, sie werden mir die Ehre erzeigen, mich einer so interessanten Dame zu präsentieren versetzte Lectour sich verbeugend.

»Wie, Herr Baron!«

»Ich schwöre ihnen, sobald ich nach Par . . . komme, ist das das Erste, was ich bei dem **pet. . . lever** erzähle, und ich bin überzeugt, Sr. Majestät versuchen es in dem Wasser des **suisses!**«

»Vergebung, lieber Baron!« flüsterte indes Manuel, ihn beim Arme nehmend, in's Ohr, »aber es ist ein Gutsnachbar, den ich unmöglich bei dieser Feierlichkeit zurücklassen konnte.«

»Ei was!« erwiderte dieser auf gleiche Weise, es wäre ja sehr Schade gewesen, mich seiner berauben. Er gehört von Rechts wegen zur Mitgift meiner Gemahlin, und ich wäre untröstlich, gewesen, wenn ich eine Bekanntschaft nicht gemacht hätte.«

»Herr von la Jerry!« meldete der Bediente.

»Auch ein Jagdgefährte?« fragte Lectour.

»Nein!« erwiderte Manuel, »ein Reisender!«

»Ah! ah!« sagte Lectour mit einem Ausdrücke als wollte er auch diesen zum Besten haben; aber eben trat der Ankömmling ein, in einer Tunika mit Pelz besetzt.

»Ah, mein bester la Jerry!« rief Manuel, indem er ihm entgegen ging und demselben die Hand reichte. »Aber wie sie ausgerüstet sind! auf Ehre sie sehen aus wie der Czar Peter.«

»Das macht, sehen sie lieber Graf, weil ich gerade aus Neapel komme!« antwortete dieser schauernd, ob es gleich nicht kalt war, »perr!«

»Ah so, der Herr kommen von Neapel!« mengte sich Lectour in das Gespräch.

»Geraden Wegs, mein Herr!«

»Sie waren auf dem Vesuv?«

»Nein, ich begnügte mich, ihn aus meinem Fenster zu sehen, und dann,« fuhr der reisende Gentleman mit einem für den Vulkan sehr demüthigenden Ausdrücke fort, »das ist eben in Neapel nicht das Merkwürdigste, der Vesuv ein rauchender Berg! mein Kamin thut dasselbe, wenn der Wind von Belle-Isle kommt. Und dann hatte meine Frau eine entsetzliche Furcht vor den Ausbrüchen.«

»Aber die Hundsgrotte besuchten sie?«, fuhr der Baron fort.

»Zu was denn?« erwiderte la Jerry, »um ein Thier zu sehen, das Krämpfe bekommt, geben sie einen Pudel ein Fleischklöschen, macht er's eben so. Und dann hat meine Frau eine Vorliebe für die Hunde, es hätte ihr leiden gethan!«

»So hoffe ich wenigstens,« sprach Manuel sich verbeugend, »daß ein Gelehrter wie sie, das Solfatara nicht verabsäumt hat?«

»Ich? — keinen Fuß habe ich hingesezt ich kann mir doch wahrhaftig wohl denken, warum es mit drei oder vier Morgen Landes für ein Beschaffenheit hat, die nichts einbringen als Schwefelhölzchen, und meine Frau kann keine Schwefel riechen!«

»Wie finden sie diesen hier!« fragte Manuel mit Lectour in den Saal zurückkehrend.

»Ich weiß nicht, macht es weil ich jenen zuerst sah, der Jäger ist mir lieber!« antwortete er.

»Herr Paul!« meldete plötzlich der Bediente.

»Wie? was!« rief Manuel sich umkehrend.

»Wer ist das?« sagte Lectour, sich reckend, »auch ein Gutsnachbar?«

»Nein, mit dem ist's was anders!« antwortete Manuel unruhig, »wie der Mensch sich nur hier her wagen kann?«

»Aha! . . .ein Bürgerlicher, Herr? — ein Gemeiner, nicht wahr? aber reich? . . . Nicht? Dichter? . . . Musikus? . . . Maler? — Nun, Manuel, ich versichere ihnen, daß man anfängt diese Gattung anzunehmen. Die verdammte Philosophie hat alles vermischt! was wollen sie, mein Lieber, man muß sichs gefallen lassen. So weit ist es gekommen! Ein Künstler setzt sich zu einem großen Herren, stößt an ihn an, grüßt ihn mit nur wenig gelüftetem Hute, bleibt sitzen, wenn jener aufsteht, spricht mit von Hofangelegenheiten, macht sich darüber lustig, scherzt. Das ist der schlechte Geschmack des besten Tons.«

»Sie irren sich, Lectour!« antwortete Manuel, »er ist weder Dichter, noch Maler, noch Musikus, es ist ein Mann mit dem ich zu reden habe. Nehmen die Nozay in Befehl, ich will la Jerry entfernen.«

Beide junge Leute bemächtigten sich des Jägers und des Reisenden, und kaum waren die Nebenthüren hinter ihnen zugemacht, als Paul zu mittelsten eintrat.

Er ging in das Zimmer, welches ihm bereits bekannt war, und wo jeder Winkel eine Thür verbarg, die eine führte in die Bibliothek, andere in das Cabinet, wo er bei seinem erst Besuche gewartet hatte, als Margarethe zu Manuel kam. Dann trat er an den Tisch, blieb ein Augenblick stehen, und sah nach beiden Thüre als erwartete er, daß sie sich aufthun würde. Seine Hoffnung ward nicht getäuscht, die Thür der Bibliothek ging auf, und er gewahrte Schatten eine weiße Gestalt, auf die er zuging.

»Sind sie es? Margarethe?« fragte er.

»Ja!« antwortete eine zitternde Stimme.

»Nun?«

»Ich habe ihm alles gesagt.«

»Und? . . .«

»Und in zehn Minuten unterschreibt man den Contract!«

»Ich dachte mir's! es ist ein Elender!«

»Was ist zu thun?« rief sie.

»Muth, Margarethe!«

»Ich habe keinen mehr!«

»Hier ist etwas, das ihn wiederbringen wird!« sagte Paul, und gab ihr ein Billet.

»Was enthält dieser Brief?«

»Den Namen des Dorfes, wo ihr Sohn sie erwartet, und den Namen der Frau, bei der man ihn verborgen hat.«

»Mein Sohn? — o! so sind sie denn mein Schutzgeist!« rief Margarethe, und wollte die Hand küssen, die ihr das Papier hinreichte.

»Still, still! man kommt!« sagte Paul, »was auch geschehen mag, bei Achard finden sie mich!«

Margarethe eilte in die Thüre zurück, ohne zu antworten, denn sie hörte Manuel kommen. Paul wandte sich um und ging auf ihn zu, bei dem Tische trafen sie zusammen.

»Ich erwartete sie zu einer andern Stunde, mein Herr! und vor minder zahlreicher Gesellschaft!« sprach der Graf

»Wir sind aber allein, wie mir's vorkommt!« antwortete Paul, um sich hersehend.

»Ja! aber man unterschreibt hier den Contract, und in einem Augenblicke wird der Saal voll seyn!«

»Man kann *viel* in wenig Minuten sagen.«

»Sie haben Recht!« erwiderte dieser, »aber man muß auch einem Mann begegnen, der einen in einem Augenblick verstehen kann.«

»Ich höre!« sprach Paul.

»Sie haben mir von Briefen gesagt?« fuhr Manuel fort, trat näher, und sprach leiser.

»Das ist wahr!« versetzte Paul ruhig.

»Sie haben einen Preis für diese Briefe bestimmt?«

»Ist wieder wahr!«

»Nun denn, wenn sie ein Mann von Ehre sind, so müssen sie bereit sein, die mir für diesen Preis, für diese Summe, die in dieser Briefftasche befindlich ist, zuzustellen!«

»Ja, Herr Graf!« antwortete Paul, »so verhielt sich's, als ich glauben mußte, ihre Schwester habe ihre geleisteten Eide vergessen, sobald der Fehler begangen war, sie habe sogar ihr Kind vergessen, und unterstütze ihren Ehrgeiz durch Meineid. Da dachte ich, es wäre eine zu bittere Thränentaufe, in die Welt zu treten ohne Namen, ohne Familie, um nicht wenigstens einiges Vermögen mitzubringen. Und so verlangte ich von ihnen diese Summe, gegen diese Briefe. Aber jetzt hat sich die Sache geändert, Herr Graf. Ich sah, daß sich ihre Schwester zu ihren Füßen warf; ich hörte wie sie bat, die nicht zu dieser Heirath zu zwingen, die eine infame ist; weder ihre Thränen, noch ihr Bitten und Flehen machten Eindruck auf ihr Herz. So ist's denn heut an mir, mein Herr, an mir, der *ihre* Ehre, und die Ehre ihrer Familie in Händen hat, die Mutter von Verzweiflung zu retten, wie ich das Kind vom Elend retten wollte. Diese Briefe, Herr Graf, werden ihnen zurückgegeben werden, wenn, auf diesem Tische, statt des Ehecontracts ihrer Schwester mit dem Baron von Lectour, wir dem von Fräulein Margarethe d'Auray mit Herren Anatole von Lusignan unterschreiben.«

»Nie, Herr, nie!« »Sie erhalten die Briefe aber nur

unter dieser Bedingung, Graf!«

»O! da giebt's vielleicht Mittel, die zur Zurückgabe zu zwingen!«

»Ich kenne keines,« antwortete Paul kalt.

»Wollen sie mir die Briefe zurückgeben, mein Herr?«

»Graf!« sagte Paul den Jüngling mit einer diesem unerklärlichen Miene betrachtend, »hören sie mich an!«

»Wollen sie mir die Briefe zurückgeben, mein Herr?«

»Graf! . . .«

»Ja, oder Nein!«

»Zwei Worte . . .«

»Ja, oder Nein!«

»Nein!« sprach Paul kalt.

»Gut, mein Herr! sie haben ihren Degen an der Seite wie ich den meinigen; wir sind von Adel alle beide, oder — ich will glauben, daß sie es sind. lassen sie uns einen Gang thun; wer von uns allein zurückkehrt, soll frei und eigenmächtig, durch den Tod des Andern, thun was er will.«

»Ich bedaure, Herr Graf, dieses Anerbieten nicht annehmen zu können!«

»Wie! sie tragen diese Uniform, dieses Kreuz und einen Degen, und verweigern ein Duell?«

»Ja, Manuel, ich verweigere es!«

»Und warum das?«

»Weil ich mich nicht mit *ihnen* schlagen kann!
Glauben sie, was ich ihnen sage!«

»Sie können sich nicht mit mir schlagen?«

»Auf Ehre!«

In diesem Augenblicke erschallte hinter dem Rücken beider ein Gelächter; sie wandten sich um und sahen Lectour.

»Aber,« fuhr Paul fort, die Hand nach den Baron ausstreckend, »mit dem Herren da, kann ich mich schlagen, der ein Elender, ein Nichtswürdiger ist!«

Eine glühende Röthe flog über Lectours Gesicht, wie der Widerschein einer Flamme. Er ging einen Schritt auf Paul zu, dann blieb er stehen, und sagte zu ihm:

»Sehr wohl mein Herr!« senden sie ihren Secundanten zu dem Grafen; sie werden die Sache zusammen arrangieren!«

»Und unter uns, versteht sich,« sagte Manuel, »ist die Parthie blos aufgehoben!«

»Still!« sagte Paul, »man meldet ihre Mutter!« —

»Ja, still, bis morgen!« versetzte Manuel, »kommen sie, Lectour, wir wollen meine Mutter empfangen!«

Paul sah schweigend den beiden jungen Leuten nach, die sich entfernten; dann ging er in das Cabinet, das er schon kannte, weil er das erste Mal darinnen gewesen war.

XIII.

Kaum war Paul in dem Cabinete, als die Marquise zur Thüre des Salons, in Begleitung des Notars und der Personen, die zur Unterschrift des Contracts ersucht worden waren, eintrat. So feierlich auch die Begebenheit war, so hatte sie gleich wohl nicht für nöthig erachtet, ihre Wittwentrauer abzulegen, und ihr folgte einige Augenblicke später: der Marquis, dem Alle, die zugegen waren, selbst sein Sohn, nicht seit Jahren gesehen hatten. So mächtig waren die Anforderungen der Etiquette, daß die Dame den Ehecontract ihrer Tochter nicht ohne die Unterschrift des Familienhauptes wollte unterschrieben wissen, so verstandlos er auch war. So wenig Lectour auch geneigt schien, sich durch Etwas einschüchtern zu lassen; so brachte dennoch die Marquise auch auf ihn ihren gewöhnlichen Eindruck hervor, und als er sie so ernst und würdevoll einher schreiten sah, verbeugte er sich mit dem Gefühle der höchsten Ehrfurcht.

»Ich bin ihnen, meine Herren,« sprach sie, die Gesellschaft begrüßend, »sehr verbunden für die Ehre, der Verlobung des Fräuleins Margarethe d'Auray mit dem Herrn Baron von Lectour beiwohnen zu wollen. Auch habe ich gewünscht, daß der Marquis, so leidend er auch ist, diesem Vereine sich zugeselle und ihnen

wenigstens durch seine Gegenwart, wenn auch nicht durch Worte dafür danke. Sie kennen seine Lage und werden sich also nicht wundern, wenn einige unzusammenhängende Reden — — «

»Ja, gnädigste Frau,« fiel Lectour ein, »wir kennen das Unglück, das ihn betroffen hat, und bewundern die pflichtergebene Gemahlin, die, seit zwanzig Jahren, die Hälfte dieses Unglücks trägt.«

»Sie sehen, gnädigste Frau,« sagte Manuel, sich ihr nahend und ihre Hand küssend, »wie Jedermann ihre eheliche Frömmigkeit anbetet.«

»Wo ist Margarethe? « fragte sie halblaut.

»Sie war vor einem Augenblicke hier,« antwortete Manuel.

»Benachrichtigt sie!« fuhr sie in gleichem Tone fort.

»Der Marquis d'Auray!« meldete jetzt der Bediente.

Alles stellte sich so, daß die Thüre frei blieb und alle Blicke richteten sich *dahin*, wo *er* herkommen sollte. Bald ward diese Neugier befriedigt; der Marquis schritt herein, von zwei Dienern unterstützt.

Es war ein Greis, der trotz den Spuren des Leidens, die sein Gesicht furchten, noch die Haltung des Adels und der Würde besaß, die ihm als einem der ausgezeichnetsten Höflinge eigen gewesen waren. Seine großen, hohlen, fieberhaften Augen überblickten die Versammlung mit einem sonderbaren Ausdrucke von

Verwunderung. Er trug eine Uniform als Feldmarschall, am Halse den heiligen Geistorden und den des heiligen Ludwigs im Knopfloche. Er kam langsam näher und sprach kein Wort. Die beiden Diener führten ihn, während des tiefsten Schweigens zu einem Sessel, auf den er sich niederließ; dann zogen sie sich zurück. Die Marquise nahm neben ihm zur Rechten Platz. Der Notar zog den Contract aus der Mappe und fing an zu lesen. Der Marquis und die Marquise bescheinigten Lectour die Summe von **5.000.000** Franken, und bestimmten dieselbe Summe zur Mitgift für Margarethen.

Während dieser Vorlesung hatte die Marquise trotz einer anscheinenden Gleichgültigkeit, einige Zeichen von Unruhe gegeben. Als endlich der Notar den Contract wieder auf den Tisch legte, nahte sich Manuel wiederum seiner Mutter.«

»Und Margarethe?« fragte sie.

»Folgt mir!« war Manuels Antwort.

»Gnädige Frau!« flehte Margarethe mit gefalteten Händen. Die Marquise that, als ob sie. Nichts höre, und auf die Feder zeigend, sagte sie:

»Es ist an ihnen, Herr Baron!«

Lectour ging an den Tisch und unterschrieb.

»Gnädigste Frau!« sagte Margarethe zum zweiten Male mit bittender Stimme und that einen Schritt auf die Marquise zu.

»Geben sie ihrer Braut die Feder, Herr von Lectour!« sprach die Marquise. Der Baron ging um den Tisch herum und nahte sich Margarethen.

»Gnädige Frau!« rief diese zum dritten Male mit einer so ausdrucksvollen, Thränen erfüllten Stimme, daß sie allen Anwesenden bis ins Innerste ging und selbst der Marquis den Kopf in die Höhe hob.

»Unterschreibe!« sagte die Marquise mit den Finger auf den Contract zeigend.

»O, mein Vater! mein Vater!« schrie jetzt Margarethe und warf sich zu den Füßen ihres Vaters.

»Was machst du?« sagte die Marquise, lehnte sich auf den Armsessel des Marquis, und sich über ihn hinweg beugend, setzte sie hinzu: »Bist du wahnsinnig, Mädchen?«

»Mein Vater! mein Vater!« sagte Margarethe, ihn mit ihren Armen umfassend; »Erbarmen! retten sie ihre Tochter! . . .«

»Margarethe!« murmelte mit schrecklich drohendem Ausdrücke die Marquise.

»O lassen sie mich,« antwortete diese, »meinen Vater anflehen, da ich mich nicht an sie wenden soll, Wenn sie (und fiel deutete mit standhafter, entschlossener Geberde auf den Notar) nicht vor ziehen, daß ich die Gesetze auffordere!«

»Das ist also eine Familienscene!« erwiderte die

Marquise, aufstehend, mit bitterem Hohne, »und solche Dinge, die für Großeltern sehr rührend sind, werden gewöhnlich für Fremde sehr lästig. Meine Herren, in den Nebenzimmern stehen Erfrischungen bereit. Mein Sohn, mache die Honneurs. Herr Baron, sie vergeben — — «

Manuel und Lectour verbeugten sich schweigend, und alle Anwesende folgten ihnen. Die Marquise stand unbeweglich, bis der Letzte fort war, dann schloß sie die Thüren, und zu den Marquis zurückkehrend, den Margarethe umfaßt hielt, sprach sie:

»Jetzt, da Niemand mehr zugegen ist, als diejenigen, welche das Recht haben, dir zu gebieten, so unterschreibe oder *geh!*«

»Aus Barmherzigkeit, gnädige Frau!« sprach Margarethe, »verlangen sie diese Infamie nicht von mir!«

»Hast du mich nicht verstanden!« rief die Marquise mit einer so gebieterischen Stimme, daß es unmöglich schien, ihr zu widerstehen, »oder muß ich dir es wiederholen? Unterschreibe oder *geh!*«

»O! mein Vater! mein Vater!« rief Margarethe, »Gnade! Gnade! Nein! nein! man soll nicht sagen können, daß man mich aus den Armen meines Vaters gerissen hat, den ich seit zehn Jahren wiedersehe, ohne daß er mich erkannt hätte und umarmt! — Vater! Vater! ich bins — ich deine Tochter!«

»Was ist das für eine weinende Stimme, die mich

anfleht?« murmelte der Marquis, »was ist das für ein Kind, das mich Vater nennt? . . .«

»Diese Stimme,« sprach die Marquise, den Arm ihrer Tochter ergreifend, »ist eine Stimme, die sich gegen die Rechte der Natur erhebt! dieses Kind ist ein rebellisches Kind!«

»Mein Vater!« schrie Margarethe, »sieh mich an, rette mich! . . . vertheidige mich! . . . ich bin Margarethe!«

»Margarethe ... Margarethe!« stammelte er, »einstmals hatte ich ein Kind dieses Namens! . . .«

»Ich bins! ich bins!« fing Margarethe , wieder an, »ich bin ihr Kind! — bin ihre Tochter!«

»Es giebt keine andern Kinder, als die so gehorchen!« sprach die Marquise, »Gehorche! dann hast du das Recht zu sagen, daß du unsere Tochter bist!«

»O ja — ja, ihnen bin ich bereit zu gehorchen, mein Vater! sie — ach sie werden mir nicht befehlen, unglücklich zu sein — unglücklich zum Sterben!«

»Komm, komm!« sagte jetzt der Marquis, und hielt sie fest in seinen Armen, »Ach! ein süßes — unbekanntes Gefühl ergreift mich! . . . und — jetzt — warte! warte!« er legte die Hand an die Stirne, »mir dünkt — — ich erinnere mich!« —

»Marquis!« schrie die Dame, »sagen sie ihr, sie müsse gehorchen, und Gott verfluche rebellische Kinder; sagen sie ihr das eher, als daß sie in ihrer Gottlosigkeit von

ihnen bestärkt wird!«

Der Marquis erhob langsam das Haupt, und heftete eine feurigen Augen auf sie, dann sprach er mit langsamer Stimme:

»Nehmen sie sich in Acht, Madame! habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich anfangen mich zu erinnern!«

Dann senkte er seine Stirn auf die Stirne seiner Tochter, so daß seine grauen Locken sich mit Margarethens schwarzen vermengten, und fuhr fort, »Rede! rede! — was willst du, mein Kind! Sage es mir!«

»Ach! ich bin sehr unglücklich!« —

»So ist denn alles unglücklich in der Welt! Schwarze und weiße Haare! Kind und Greis! . . . ach! ich auch! ich auch! — bin sehr unglücklich, geh! . . .«

»Marquis, gehen sie wieder hinauf in ihr Zimmer! fort!« sagte die Marquise.

»Ja, um immer wieder mit ihnen allein zu sein, eingesperrt wie ein Gefangener! . . . das ist gut genug, wenn ich ein Narr bin, Madame!«

»Ja — ja, mein Vater! Sie haben Recht, Es ist lange genug, daß meine Mutter sich ihnen weiht. Mein Vater! lassen sie mich bei ihnen bleiben! ich will sie weder Tag noch Nacht verlassen; sie sollen nur ein Wort sagen, einen Wink mir geben dürfen, und auf den Knien werde ich ihnen dienen!«

»Ha! du würdest nicht den Muth haben das zu thun!«

»Ja, mein Vater! ja ich würde! so wahr als ich Ihre Tochter bin!«

»Wenn du meine Tochter bist!« versetzte er, »warum habe ich dich seit zehn Jahren nicht gesehen?« —

»Weil man mir sagte, sie wollten mich nicht sehen, mein Vater! weil man mir sagte, sie liebten mich nicht!«

»Man hat dir gesagt, daß ich dich nicht sehen wollte, Engelsgesicht!« rief der Marquis, und nahm mit Liebe ihren Kopf in seine beiden Hände, »man hat dir das gesagt? — gesagt, daß ein armer Verdammter den Himmel nicht sehen wolle? Und wer hat denn gesagt, daß ein Vater sein Kind nicht sehen wollte? wer hat gewagt, zu einem Kinde zu sagen, dein Vater liebt dich nicht!«

»Ich!« sprach die Marquise, und noch einmal versuchte die Margarethen aus seinen Armen zu reißen.

»Sie!« unterbrach sie der Marquis, »sie sind's! o ist ihnen die widrige Bestimmung geworden, mich in Allen zu täuschen, was ich liebe? Müssen denn alle meine Schmerzen von ihnen herkommen? so müssen sie denn heute das Vaterherz brechen, wie sie vor zwanzig Jahren, das Herz des Gatten brachen!«

»Sie rasen, Marquis!« rief sie, ließ ihre Tochter los, und trat zu einer rechten Hand, »schweigen sie! schweigen sie!«

»Nein, Madame, nein, ich rase nicht!« antwortete er, »nein . . . nein! jagen sie vielmehr — sagen sie, und das

würde Wahrheit sein, sagen die ich stehe zwischen einem Engel, der mich zur Vernunft zurückführen und einem Teufel der mich wahnsinnig machen will! Nein! nein! ich bin nicht wahnsinnig mehr! . . . soll ich es ihnen beweisen?« er hob sich im Sessel empor, und stemmte die Hände auf die Lehnen.

»Muß ich ihnen denn von dem Briefe sagen? . . . von den Duell ! «

»Ich sage Ihnen!« sprach die Marquise, ihn beim Arm" ergreifend, »daß sie Gott mehr verlassen hat als je! wenn sie von solchen Dingen reden, ohne die Ohren zu bedenken, die ihnen zuhören! . . . schlagen sie die Augen nieder, Marquis, und wagen sie noch einmal zu sagen, daß sie nicht wahnsinnig wären.«

»Sie haben Recht!« antwortete er, und fiel in den Sessel zurück, »die Mutter hat Recht!« sagte er zu Margarethen gewendet, »ich bin ein Narr, und du mußt nicht glauben, was ich sage, sondern was sie sagt! . . . Deine Mutter — ha! das ist die Pflichttreue, die Tugend ! auch hat sie weder Schlaflosigkeit, noch Gewissensbisse, noch — Wahnsinn!«

»Mein ewiges — ewiges Unglück, Vater!« schrie Margarethe.

»Und wie kann ich's denn verhindern, dieses Unglück?« sagte der elende Greis, mit herzerreißender Stimme, »wie kann ich's denn hindern, ich armer Narr,

der stets Blut quellen sieht aus einer Wunde! der immer ein redendes Grab zu hören glaubt.«

»Ach! sie vermögen Alles! sagen sie ein Wort, so bin ich gerettet man will mich verheirathen.«

Der Marquis warf den Kopf zurück. »Hören sie mich an! man will mir einen Mann geben, den ich nicht liebe! . . . fassen sie das? . . . einen Elenden . . . und man hat sie hierher gebracht. . . hier auf dieses Schloß . . . vor diesen Tisch. . . sie, die meinen Vater, um einen niederträchtigen Contract zu unterschreiben!. . . hier. . . hier. . . den Contract, den sie hier sehen!« sie gab selbigen ihm in die Hand.

»Ohne mich zu Rathe zu ziehen? ohne mich zu fragen, ob ich *will* oder nicht *will*? hält man mich für todt? und wenn man mich für todt hält, fürchtet man mich weniger als Gespenst? diese Heirath macht dich unglücklich, sagt du?«

»Ewig, ewig!« rief sie.

»Gut, diese Heirath wird nicht geschehen!«

»Ich habe ihr Wort und mein Wort, ihren und meinen Namen zum Pfande gegeben!« sagte die Marquise, mit um so größerer Kraft, als sie ihre Gewalt einzubüßen fürchten mußte.

»Diese Heirath wird nicht geschehen,« sagte der Marquis mit einer Stimme, die die ihrige überschrie, »ich sag' es ihnen!« und mit dumpfem, hohlen Accente fuhr er

fort: »es ist eine furchtbare Sache um eine Heirath, wo das Weib den Mann nicht liebt! . . . das macht wahnsinnig! . . . Ja — ich — die Marquise hat mich stets geliebt — treu geliebt! ... was mich wahnsinnig macht — ja — das ist etwas Anderes!«

Ein Strahl höllischer Freude blitzte in den Augen der Marquise, denn sie sah alle Kennzeichen des wiederkehrenden Wahnsinnes an ihm.

»Dieser Contract!« fuhr der Marquis fort, und er schickte sich an, ihn zu zerreißen. Lebhaft griff die Dame darnach. Margarethe schwebte wie zwischen Himmel und Hölle.

»Was mich wahnsinnig macht,« fuhr er fort, »das ist ein Grab, das sich aufthut! ein Gespenst, das aus der Erde kommt! ein Geist, der mit mir spricht und zu mir sagt —
«

»Ihr Leben ist in meiner Hand,« flüsterte die Marquise ihm ins Ohr, des sterbenden Morlaix letzte Worte wiederholend, »ich könnte es nehmen.«

»Hörst du hörst du!« schrie der Marquis, zitterte schrecklich und stand auf, als wolle er entfliehen.

»Vater Vater! komm zu dir! es ist kein Grab, kein Geist, kein Gespenst hier . . diese Worte spricht . . . die Marquise!«

Aber ich will, daß sie leben,« fuhr diese fort, ihr begonnenes Werk vollendend, »um mir zu vergeben, wie

ich ihnen vergebe!«

»Gnade, Morlaix, Gnade!« schrie der Marquis, in seinen Sessel zurückfallend; das Haar sträubte sich vor Furcht, und der Angstschweiß fand ihm auf der Stirne.

»Mein Vater! mein Vater!«

»Du siehst, daß er wahnsinnig ist!« sprach die Marquise triumphierend. »Laß ihn! . . .«

»O!« sagte Margarethe, »ich hoffe, Gott wird ein Wunder thun. Meine Liebe, meine Liebkosungen, meine Thränen werden ihm die Vernunft wieder geben!«

»Versuche es!« antwortete sie kalt und überließ den Marquis seiner Tochter, der ohne Willen, ohne Stimme, ohne Bewußtsein war. »Mein Vater!« rief Margarethe mit herzerreißender Stimme.

»Marquis!« fuhr die Dame ihn gebieterisch an.

»He! He!« sagte er schauernd.

»Mein Vater! mein Vater!« schrie Margarethe mit Verzweiflung, »mein Vater zu mir! zu mir!«

»Nehmen sie die Feder und unterschreiben sie,« sagte die Marquise, gab ihm die Feder in die Hand und legte die ihrige auf den Contract. »*Sie müssen! ich will!*«

»O nun bin ich verloren!« schrie Margarethe, von diesem Kampfe zermalmt und ohne Kraft, sich aufrecht zu halten.

Allein in dem Augenblicke, wo der überwundene Marquis unterschreiben wollte, wo die Marquise sich

triumphierend zu ihren Siege Glück wünschte, wo Margarethe voll Verzweiflung entfliehen wollte; änderte plötzlich ein unerwarteter Umstand — Alles. Die Thüre des Cabinets ging auf, und Paul, der unsichtbar dieser Szene beigewohnt hatte, erschien plötzlich.

»Frau Marquise d’Auray,« sagte er, »ehe dieser Contract unterschrieben wird — auf ein Wort.«

»Wer ruft mich!« sagte die Marquise, und versuchte zu unterscheiden, wer mit ihr aus der Ferne und also im Schatten sprach.

»Ich kenne diese Stimme!« schrie der Marquis und erbebte, wie von einem glühenden Eisen getroffen. Paul that drei Schritte vor und stand nun in dem Lichtkreise des Kronleuchters.

»Ist's ein Geist!« rief jetzt die Marquise der Aehnlichkeit des Jünglings mit ihrem Geliebten betroffen.

»Ich kenne dieses Gesicht!« murmelte der Marquis, und glaubte den zu sehen, der getödtet hatte.

»Mein Gott! mein Gott schütze mich stammelte Margarethe knieend, die Hände Himmel erhoben.

»Morlaix! . . . Morlaix!« sagte der Marquis stand auf und ging auf Paul zu, »Morlaix Morlaix! Verzeihung! Gnade!« und er fiel so lang er war zu Boden.

»Mein Vater!« schrie Margarethe, zu ihm stürzend.

In diesem Augenblicke trat ein Bedienter ganz

erschrocken ein, und wendete sich an die Marquise.

»Gnädige Frau!« sagte er, »Achard verlangt den Geistlichen und den Arzt. Er stirbt.

»Sag' ihm,« antwortete sie, ihm den Leichnam zeigend, den Margarethe vergebens sich bemühte, in's Leben zurückzurufen, »sage ihm beide würden bei dem Marquis bleiben.«

XIV.

Wie man am Schlusse des vorigen Capitels gesehen hat, so hatte es dem Allerhöchsten, durch eine der sonderbaren Zusammenstellungen, welche die Menschen fast immer dem Zufalle zuschreiben, gefallen, zu gleicher Zeit den edlen Marquis d'Auray und den armen Achard zu sich zu fordern vor dasselbe Gericht. Wir sahen, daß der Erste, von Pauls Anblick, wie von einem Blitzstrale getroffen, weil er das leibhafte Ebenbild seines Vaters war, bewußtlos zu des Jünglings Füßen fiel, der sich selbst über diese schreckliche, von ihm hervorgebrachte Wirkung, entsetzte. Was Achard betraf, so war die Veranlassung eines nahen Endes, wiewohl verschieden von denen, die den Tod des Marquis verursachten, dennoch die Folge desselben Dramas, der nämlichen Lage. Pauls Anblick, wirkte auf. Einen wie auf den Andern, auf den Ersten durch übertriebene Furcht, auf den Andern durch heftige Freude. Achard hatte sich des Tage vorher, schwächer gefühlt wie gewöhnlich. Der noch war er des Abends zu dem Grabe seine Herren gegangen, um dort zu beten wie stets Hier hatte er, mit tieferer Erbauung als je, da immer neue und herrliche Schauspiel der im Ocean untergehenden Sonne gesehen; er hatte das Versinken des Purpurglanzes begleitet, und

als zöge die Fackel der Welt seine Seele an sich, hatte er seine Kräfte, mit den letzten Strahlen des Tages verlöschen gefühlt; so, daß, als Abends der Diener aus dem Schlosse, wie gewöhnlich erschien, sich nach seinen Wünschen zu erkundigen, ihn nicht im Zimmer fand, er ihn, da ein gewöhnliche Gang bekannt war, draußen aufsuchte, ohnmächtig auf dem Grabe seines Herren erblickte denn treu bis zum Ende, war er jener Andacht am Grabe geblieben, die das ausschließliche Gefühl der letzten Jahre seines Lebens war. Da hatte ihn der Bediente in seinen Armen nach Hause getragen, und war, erschrocken über diesen unvorausgesehenen Fall, zur Marquise geeilt, den Beistand des Geistlichen und des Arztes, von ihr verlangend, welchen diese, unter dem Vorwande verweigerte, daß sie jetzt bei dem Marquis eben so nöthig wären, und die Hierarchie des Ranges, selbst im Angesichte des Todes noch mächtig, ihrem Gemahle das Vorrecht gäbe, sich ihrer zuerst zu bedienen.

Allein diese Nachricht, welche die Marquise in dem Moment des höchsten Paroxismus erhielt, wo ein verschiedenartiges Interesse und verschiedenartige Leidenschaften. Alle aufgeregte hatte, war von Paul nicht überhört worden. Da er einsah, daß die Unterschreibung des Ehecontracts in dem Zustande des Marquis unmöglich sei, nahm er sich nur noch so viel Zeit, Margarethen zuzuflüstern: sie würde ihn bei Achard finden, wenn sie einer bedürfte, und stürzte in den Park,

erkannte mitten in den Gängen und dem Dickigte mit der Geschicklichkeit eines Seemannes, der am Himmel zu lesen gewohnt ist, den kürzesten Weg zu dem Hause und trat keuchend ein, als eben der Greis wieder zu sich kam und, als er sich in seine Arme warf, durch die Freude und Gewißheit, nicht verlassen sterben zu müssen, wieder einige Kraft erhielt.

»O, du bists! Du!« sagte er, »ich glaubte nicht, dich wieder zu sehn!«

»Wie konntest du glauben, ich würde deinen Zustand erfahren und nicht zu dir eilen?« rief Paul.

»Ich wußte ja nicht, wo ich dich sollte suchen lassen, um dir zu sagen, daß ich dich vor meinem Tode zum letzten Male zu sehen wünschte!«

»Ich war im Schlosse, Vater! habe Alles gehört und bin hergelaufen.«

»Wie? du warst im Schlosse,« fragte Achard erstaunt.

Paul erzählte ihm Alles.

»Ewige Vorsicht!« murmelte der Greis, als er fertig damit war, »wie verborgen und unvermeidlich sind deine Rathschlüsse! du führst nach zwanzig Jahren den Jüngling zurück an die Wiege seiner Kindheit und tödtet den Mörder des Vaters durch den bloßen Anblick des Sohnes!«

»Ja, ja,« sprach Paul, »so geschah es, und dieselbe

Vorsicht führt mich zu deiner Rettung herbei. Denn ich weiß, sie haben dir den Priester und den Arzt verweigert.«

»Wenn es Recht zuginge, hätten wir wohl theilen sollen,« sagte Achard. »Der Marquis, der den Tod fürchtet, konnte den Arzt behalten, und mir Lebenssatten konnte man den Priester schicken.«

»Ich werfe mich aufs Pferd,« sagte Paul, »und ehe eine Stunde — «

»In einer Stunde ists zu spät,« sprach der Sterbende mit schwacher Stimme.

»Ach! nur einen Priester! — weiter nichts!«

»Vater!« antwortete Paul, »ich kann ihn in seinem Heilamte nicht ersetzen, das weiß ich; aber wir wollen zusammen von Gott sprechen, von seiner Größe und Güte!«

»Ja, aber erst wollen wir das Irdische beenden, um dann nur an das Ewige zu denken. Du sagst, der Marquis sterbe wie ich?«

»Ich habe ihn in den letzten Zügen verlassen!«

»Du weißt, daß nach seinem Tode die Papiere, die in diesem Schranke verschlossen sind, dir gehören von Rechtswegen?«

»Ich weiß es.«

»Wenn ich vor ihm, wenn ich ohne Geistlichen sterbe, wem soll ich dieses Depositum anvertrauen?« Der Greis

richtete sich auf, und zog unter seinem Kopfkissen einen Schlüssel hervor. »Nimm diesen Schlüssel; er öffnet den Schrank, und du wirst dort ein Kästchen finden. — Du bist ein Mann von Ehre: — Schwöre mir, es nicht zu öffnen, als bis der Marquis todt ist.«

»Ich schwöre es Dir!« sprach Paul, die Hand feierlich zu dem, zu Häupten des Bettes befindlichen Crucifixe ausstreckend.

»So ists gut,« antwortete Achard. »Nun sterbe ich ruhig!«

»Du kannst es, denn auf dieser Welt heut dir der Sohn die Hand, und in jener streckt sie dir der Vater entgegen!«

»Glaubst du, mein Kind, daß er mit meiner Treue zufrieden ist?«

»Nie hat man einem Könige bei Lebenszeit so gehorcht, als nach seinem Tode!«

»Ja,« murmelte der Greis mit dumpfer Stimme, ja, ich habe eine Befehle nur allzu treu befolgt. Ich hätte das Duell nicht zugeben sollen; ich hätte es abschlagen sollen, Zeuge dabei zu sein. Höre, Paul, das ists, was ich einem Priester sagen wollte, das Einzige, was mein Gewissen belastet! Höre: ich habe Augenblicke des Zweifels gehabt, wo ich ein einsames Duell wie einen Meuchelmord betrachtet habe. — Also — also — verstehst du mich, Paul! so wär' ich nicht Zeuge, ich wäre Mitschuldiger gewesen!«

»Mein Vater!« antwortete Paul, »ich weiß nicht, ob die irdischen Gesetze immer mit denen des Himmels übereinstimmen, und ob die Ehre bei Menschen stets auch die Ehre bei Gott sei; ich weiß nicht, ob unsere Kirche, die eine Feindin des Blutvergießens ist, erlaubt, daß der Beleidigte, die Beleidigung an dem Beleidiger zu rächen versucht, und ob, in diesem Falle immer ein Gottesgericht obwalte! Diese Fragen kann nicht der Verstand, sondern nur das Gewissen entscheiden, Nun sagt mir aber mein Gewissen, daß ich gehandelt hätte, wie du. Wenn mich das Gewissen täuscht, so hat es dich auch getäuscht, und mehr als der Priester, habe ich in diesem Falle das Recht, dich loszusprechen, dir zu vergeben; und in meinem und meines Vaters Namen vergebe ich dir!«

»Dank! Dank!« rief der Greis, die Hand des Jünglings drückend, »Dank! ja! das sind Worte, wie sie ein Sterbender bedarf zur Ruhe für seine Seele! Gewissensbisse sind eine schreckliche Sache, siehst du, ein solcher läßt uns an Gott zweifeln. Denn wäre kein Richter, gäbe es auch kein Gericht.«

»Höre, Vater!« sagte Paul, mit dem ihm eignen, dichterischen Accente, »auch ich habe oft an Gott gezweifelt; denn einzeln, und verloren wie ich war in der Welt, ohne Familie, ohne eine Stütze auf der Welt, suchte ich sie in dem Herrn, und verlangte, von Allem was mich umgab, Beweise seiner Existenz. Oft blieb ich an einem

der Kreuze am Wege stehen, heftete meine Augen auf den Erlöser der Menschen, und begehrte weinend eine Gewißheit eines Daseins, und seiner Sendung; ich verlangte, sein Auge sollte sich herabsenken zu mir — ein Tropfen Blut aus seinen Wunden fallen, ein Seufzer von seinen Lippen wehen. Das Crucifix regte sich nicht, und ich stand auf mit Verzweiflung im Herzen, und sprach: wenn ich das Grab meines Vaters zu finden wüßte, würde ich ihn fragen, wie Hamlet den Geist, und er würde mir vielleicht antworten!«,

»Armes Kind!«

»Dann ging ich in eine Kirche,« fuhr Paul fort, »in eine der nordischen Kirchen, die, wie du weißt, düster, religiös, christlich sind. Und meine Seele schwamm in Traurigkeit; aber sie ist der Glaube nicht! ich nahte mich dem Altare, ich kniete in dem Allerheiligsten, wo man sagt, daß da Gott wohnt: meine Stirn lag auf dem Marmor der Stufen, und wenn ich Stunden lang so gebeugt dagelegen hatte, erhob ich das Haupt und hoffte der Gott, den ich suchte, würde ich mir endlich durch einen Strahl seiner Glorie, oder einen Blitz seiner Macht bestätigen. Aber der Dom blieb finster, und das Crucifix unbeweglich. Und ich stürzte aus dem Portikus wie ein Rasender, Und rief: Herr! Herr! wärest du wirklich, so würdest du dich dem Menschen zu erkennen geben. Du willst also, daß sie an dir zweifeln sollen, da du dich ihnen offenbaren könntest und es nicht thust!«

»Schweige, Paul! schweige!« sagte der Greis, »daß deine Zweifelsucht nicht auch mein Herz erfaßt! Du hast noch Zeit zum Glauben, aber ich — sterbe! — «

»Warte, mein Vater, warte!« fuhr Paul mit sanfter Stimme und ruhigem Gesichte fort, »ich war noch nicht fertig! dann sprach ich zu mir selbst: das Kreuz am Wege, der Dom der Städte, sind Menschenwerk. Ich will Gott in seinen Werken suchen. Von diesem Augenblicke an, mein Vater, begann ich jenes herumschweifende Leben, das ewig ein Geheimniß bleiben wird zwischen dem Himmel, dem Meere und mir. Es trieb mich umher in den Einsamkeiten Amerikas, denn ich dachte: je neuer eine Welt, je mehr muß sie das Siegel Gottes an sich tragen. Und ich hatte mich nicht getäuscht! Hier in diesen Urwäldern, in die ich vielleicht eindrang, als der erste Mensch; hier, ohne ein andres Obdach, als den Himmel, ohne ein andres Lager als die Erde, versunken in einen einzigen Gedanken, hörte ich diesen tausendfach verschiedenen Lärm der schlafenden Welt, der erwachenden Natur. Noch lange blieb mir die unbekanntete Sprache unbegreiflich, die das Gemisch der murmelnden Fluthen, der Dampf der Seen, das Geräusch der Wälder, der Duft der Blumen verursacht. Nach und nach lüftete sich der Schleier, der meine Augen bedeckt, und das Gewicht auf meiner Brust erhob sich, das mein Herz preßte: da fing ich an zu glauben, daß das Geräusch am Abend, und der Lärm in der Dämmerung, nichts Anderes

sind, als eine allgemeine Hymne, mit der die Schöpfungen ihrem Schöpfer danken.«

»Mein Gott!« sprach der Sterbende, faltete die Hände, und hob die Augen mit gläubigem Ausdrücke empor, »mein Gott! aus der Tiefe rief ich Herr zu dir, und du hörtest die Stimme meines Flehens! — mein Gott! ich danke dir! — «

»Dann,« fuhr Paul fort, mit steigender Begeisterung, »dann suchte ich auf dem Ocean, die übrige Ueberzeugung, die mir die Erde verweigerte, Die Erde ist nur der Raum. Das Meer ist die Unendlichkeit! das Meer ist, nach Gott, das Größte, das Stärkste, das Mächtigste was es giebt. Ich habe es brüllen hören, wie ein erzürnter Löwe; dann, auf das Gebot seines Gebieters, sich legen sehen wie einen unterwürfigen Hund; ich habe empfunden, wie es sich erhob, gleich dem himmelstürmenden Titan; dann habe ich es unter der Peitsche des Sturmes sich beklagen hören, wie ein weinendes Kind. Ich habe seine Wellen dem Blitze entgeschleudern sehen, als wolle es ihn auslöschen, durch einen Schaum und dann glatt werden, und sich ebnen, wie ein Spiegel, der jeden Stern des Himmels wieder erstrahlt. Auf der Erde, hatte ich das Dasein Gottes erkannt; auf dem Ocean erkannte ich eine Macht; in der Einsamkeit hörte ich, wie Moses, die Stimme des Herren, ich sah ihn, wie Ezechiel, vorübergehen im Sturm.. Seitdem, mein Vater, ist der Zweifel fern von mir

geblieben, und schon am Abende des ersten Sturmes, glaubte ich, und betete!«

»Ich glaube an den allmächtigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde!« sprach der Greis mit inniger, gläubiger Stimme, und betete so das ganze Credo bis zuletzt. Paul hörte schweigend zu, mit gen Himmel gerichteten Blicken, dann sagte er, als er geendet hatte, kopfschüttelnd! »ein Priester hätte anders mit dir gesprochen, Vater denn ich kann nur als Seemann, und mit einer Stimme zu dir sprechen, die mehr zu Worten des Todes, als des Trostes gewöhnt ist. Vergieb, Vater, vergieb es mir!«

»Du hast mich glauben und beten gelehrt!« sagte Achard, »wie du glaubst, sag mir, was hätte der Priester mehr gethan. Groß und einfach ist das, was du mir gesagt hat; o! laß mich darüber nachdenken!«

»Höre« sprach Paul bebend.

»Was?«

»Du hast nichts gehört?«

»Nein.«

»Es kam mir vor wie eine Wehklage! . . . es rief mich! — Hörst du? hörst du? — das ist Margarethens Stimme!«

»Geh ihr entgegen. Ich wünsche allein zu sein!« sagte der Greis.

Paul sprang ins Nebenzimmer, und hörte seinen Namen zum dritten mal gerufen am Eingange. Als er die

Thür aufriß, fand er Margarethen, die kraftlos dort niedergesunken war.

»Zu mir! zu mir!« schrie sie mit dem Ausdrücke des Entsetzens und kroch knieend zu Paul.

XV.

Paul eilte zu Margarethen, und nahm sie in seine Arme; sie war bleich und eiskalt. Er trug sie in das erste Gemach, brachte sie in einem Sessel, machte die offengebliebene Thür zu, und kam zu ihr zurück.

»Was fürchtet du?« fragte er, »wer verfolgt dich? warum kommst du — *jetzt?*« —

»Ach!« rief sie, »zu jeder Stunde bei Tage oder bei Nacht würde ich so weit fliehen, als die Erde mich trüge! fliehen, bis ich ein Herz fände, das mit mir weinte, einen Arm, der mich vertheidigte! — — Paul ! mein Vater ist todt! — «

»Armes Mädchen, armes!« rief Paul, und umfing sie mit seinen Armen, »du entfliehest aus einem Sterbehause, um in ein anderes zu gerathen, du ließest den Tod im Schlosse und findest ihn in der Hütte wieder!«

»Ja, ja!« sprach sie, und fand schaudernd auf, »da unten ist der Tod, da hier ist er, aber da unten stirbt man vor Verzweiflung, aber hier — hier stirbt man ruhig. Paul, Paul! hätten sie gesehen, was ich sah! — «

»Sagen sie mir's!«

»Sie wissen,« fuhr Margarethe fort, »welch schrecklichen Einfluß ihre Stimme und ihre Gegenwart auf meinen Vater hatte?«

»Ich weiß es!«

»Man trug ihn bewußt- und sprachlos in sein Zimmer.«

»Ich sprach zu ihrer Mutter,« sagte Paul, »er hörte es; es ist nicht meine Schuld!«

»Nun, da sie in dem Cabinete waren, haben sie ja Alles gehört. Mein armer — armer Vater hatte mich erkannt, und ich, seinen Zustand erblickend, konnte meiner Unruhe nicht widerstehen, und trotz dem Zorne meiner Mutter, ging ich hinauf, ihn noch einmal zu sehen. Die Thüre war verschlossen; ich klopfte leise; er war zu sich gekommen, denn er fragte, wer da sei?«

»Und ihre Mutter?« fragte Paul.

»Meine Mutter hatte sich entfernt und ihn eingeschlossen, wie ein Kind. Aber als er meine Stimme erkannt hatte und ich ihm antwortete, es sei Margarethe, seine Tochter, hieß er mich durch ein Cabinet zu einer verborgenen Treppe in sein Zimmer kommen. Eine Minute später lag ich vor seinem Lager auf den Knien und ergab mir seinen Segen, seinen Vatersegen ehe er starb, und so hoffe ich auch auf den Segen Gottes!«

»Ja,« sprach Paul, »Gott vergibt dir, sei ruhig. Beweine deinen Vater, Kind, aber weine nicht über dich: du bist gerettet!«

Ach, sie haben noch nichts gehört!« schrie Margarethe; »hören — hören sie!«

»Rede!«

»Als ich noch so auf den Knien lag, und seine Hände küßte, hörten wir meine Mutter kommen; sie war auf der Treppe; ich erkannte ihre Stimme, und mein Vater auch, denn er umarmte mich zum letzten Male und winkte mir, zu fliehen. Ich gehorchte; aber ich war so außer mir, so gestört, daß ich die Thüre verfehlte und mich, statt auf die Treppe zu gehen, in ein Cabinet warf, das keinen Ausgang hatte. Ich suchte überall umher und sah mich eingesperrt. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Zimmers; ich blieb stehen, den Athem zurückhaltend; meine Mutter kam herein mit einem Priester. Ich versichere ihnen, Paul, sie war bleicher als der Sterbende.«

»Gott! Gott!« murmelte Paul.

»Der Priester setzte sich zu Häupten des Bettes. Meine Mutter fand zu Füßen! Verstehen sie! — und ich war da! ich — diesem traurigen Schauspiele gegenüber! — konnte nicht fliehen! — die Tochter war gezwungen, die Beichte des Vaters zu hören! — o! ist das nicht schrecklich! — Ich fiel auf die Kniee; ich machte die Augen zu, um Nichts zu sehen, betete, um Nichts zu hören; und dennoch — wider meinen Willen, Paul, das schwöre ich! — sah ich, hörte ich, und was ich sah und hörte, wird mir nie aus dem Gedächtnisse kommen! Ich sah meinen Vater in seinen Erinnerungen eine fieberhafte Kraft finden, sich im Bette aufzurichten mit todblassen Zügen! Ich hörte! — hörte ihm die Worte Duell,

Ehebruch, Meuchelmord sagen! . . . und bei jedem dieser Worte sah ich meine Mutter immer mehr erblassen, und ich hörte, wie sie ihre Stimme erhob, um die des Sterbenden zu ersticken, und wie sie zu dem Priester sprach: »Glaubt ihm nicht, mein Vater, er lügt! oder vielmehr — er ist närrisch! glaubt ihm nicht!« O Paul, das war ein gräßliches, gottloses, gotteslästerliches Schauspiel! Kalter Schweiß bedeckte meine Stirne, ich ward ohnmächtig!«

»Gerechter Himmel!« rief Paul.

»Wie lange ich ohne Bewußtsein blieb, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, war das Zimmer ruhig wie das Grab. Meine Mutter und der Priester waren fort und zwei Wachskerzen brannten neben meinem Vater. Ich machte die Thüre auf, blickte auf das Bette und glaubte unter dem Tuche, das es ganz bedeckte, die starre Form eines Leichnams sich abzeichnen zu sehen. So errieth ich, und blieb unbeweglich zwischen der Furcht dieses Anblicks und dem frommen Wunsche das Tuch aufzuheben und ihn noch einmal zu küssen, seine ehrwürdige Stirne zu berühren, bei vor man den Sarg schließe, getheilt! Endlich siegte die Furcht! — eine eisige, unüberwindliche, tödtliche Furcht jagte mich aus dem Zimmer; ich eilte die Treppe hinunter, ohne eine Schwelle zu berühren, Gott weiß wie? Ich lief durch die Gänge, über die Gallerieen, bis ich an der Frische der Luft fühlte, daß ich im Freien war. Ich rannte wie

wahnsinnig. Da erinnerte ich mich, daß sie mir gesagt hatten, ich solle hierher kommen, sie wären hier. Instinctmäßig — ich weiß nicht warum? richtete ich mich hierher. Mir war, als verfolgten mich Schatten — Gespenster. Im Umbiegen einer Allee . . . war ich wahnsinnig? glaubte ich meine Mutter zu sehen! . . . schwarzgekleidet, schleichend und geräuschlos wie einen Geist! O, da — da gab der Schrecken mir Flügel. Ich lief ohne auf den Weg zu merken, bis meine Kräfte mir fehlten; noch that ich einige Schritte und fiel an dieser Thüre zu Boden. Da hörten sie meinen Ruf um Hilfe; war die Thüre nicht offen, o dann starb ich auf dem Platze, denn ich war so angegriffen, daß ich . . . doch still! — still!« unterbrach sie sich jetzt. »Hören sie?«

»Ja!« sprach Paul und blies die Lampe aus, »ja! ja! Schritte! ich höre sie auch!«

»Sehen — sehen sie!« fuhr Margarethe fort, und hüllte sich in die Fenstervorhänge, Paul mit sich zugleich verbergend,« — sehen sie!. . . ich irrte mich nicht! sie ists!«

Und jetzt ging die Hausthüre auf und die Marquise, in tiefer Trauer, bleich wie ein Schatten, ging langsam, nachdem sie die Thüre hinter sich zugeschlossen hatte, und ohne Paul und Margarethe gewahr zu werden, durch das erste Zimmer in das andere, wo Achard lag. Sie trat zu einem Bette, wie sie zu dem Bette des Marquis getreten war. Nur hatte sie diesmal keinen Priester bei

sich.

»Wer ist da?« sagte Achard, den Vorhang des Bettes aufmachend. «

»Ich!« sprach die Marquise, und zog den andern auf.

»Sie, gnädige Frau!« rief der alte Diener mit Entsetzen.

»Was wollen sie bei einem Sterbenden?«

»Ihm einen Handel vorschlagen.«

»Um sein Seelenheil zu verlieren, nicht wahr?«

»Um es zu retten, im Gegentheile. Achard, du bedarfst nur eines noch in der Welt,« fuhr sie fort, sich über ihn hinneigend, »eines Priesters!«

»Sie verweigerten den aus dem Schlosse!«

»Wenn du willst, soll er in fünf Minuten hier sein; aber glaube mir, es ist Zeit!«

»So lassen sie ihn eiligst kommen.«

»Aber, wenn ich dir den Frieden des Himmels gebe,« erwiderte die Marquise, »wirst du mir Frieden auf Erden gewähren?«

»Was könnt' ich für sie thun?« sagte der Greis, um die Frau nicht zu sehen, bei deren Anblicke er erstarrte. »

Du bedarfst eines Priesters, um zu sterben . . . Du weißt, was ich bedarf, um zu leben!«

»Sie wollen mir den Himmel durch einen Meineid verschließen?«

»Ich will ihn dir durch Vergebung aufthun!«

»Ich habe Vergebung erhalten!«

»Von wem?«

»Von dem, der einzig vielleicht das Recht hatte, mir zu vergeben!«

»Ist Morlaix vom Himmel herab gekommen! fragte sie mit einem Ausdrücke, der eben so furchtsam, als höhnisch war.

»Nein!« antwortete der Greis, »aber haben sie vergessen, gnädige Frau, daß er einen Sohn zurück ließ?«

»Du hast ihn also gesehen!« rief sie.

»Ja!« antwortete Achard.

»Und hat ihm Alles gesagt?«

»Alles!«

»Und die Papiere, die seine Geburt beweisen zu frug sie mit Bangigkeit.

»Da der Marquis noch nicht todt war, sind die Papiere noch hier.«

»Achard!« rief die Marquise, auf die Knie fallend, »Achard! du wirst dich über mich erbarmen!«

»Sie knieen vor mir, gnädige Frau?

»Ja, Greis!« flehte sie, »ich bitte dich, ich flehe zu dir auf meinen Knieen! du hast die Ehre einer der ältesten Familien Frankreichs in deiner Hand, mein vergangenes und zukünftiges Leben! . . . Diese Papiere sind mein Herz, sind meine Seele; mehr noch — sind — mein Name! der Name meiner Ahnen, der Name meiner Kinder! Und du weißt, was ich gelitten habe, um diesen

Namen fleckenlos zu bewahren! Meinst du, ich hätte nicht, wie andere Frauen, Gefühle der Liebenden, der Mutter, der Gattin im Herzen gehabt? Nun denn! eins nach dem andern habe ich erstickt, und wie lang war der Kampf! ich bin zwanzig Jahr jünger als du, Alter; ich bin voll Leben, und du — wirst sterben! Nun denn, betrachte mein Haar; es ist weißer als das Deine.«

»Was sagt sie?« flüsterte Margarethe, die sich herangeschlichen hatte, so daß sie in das andre Gemach sehen konnte, »o! mein Gott!«

»Höre, höre, Kind!« antwortete ihr Paul, »der Herr erlaubt, das Alles auf diese Weise entdeckt werde. . . .«

»Ja, ja,« murmelte Achard schwächer werdend, »sie haben an Gottes Güte gezweifelt; sie haben vergessen, das Jesus der Ehebrecherin vergab!«

»Ja! aber die Menschen wollten sie steinigen! . . . die Menschen, die seit zwanzig Generationen gewöhnt worden sind, meinen Namen zu achten, meine Familie zu ehren, und die, wenn sie wüßten, was ihnen, Gott sei Dank, bis jetzt verborgen geblieben ist, würden nichts für mich haben, als Schande und Verachtung! Ach ja! . . . Gott! ich habe soviel gelitten, daß er mir verzeihen wird; aber die Menschen! — *die* sind unversöhnlich, die vergeben nicht! — Und überdies, wäre ich denn ihrer Beschimpfung allein ausgesetzt! Habe ich nicht zu beiden Seiten meines Kreuzes meine beiden Kinder, dessen

Aeltesterer ist?... ich weiß wohl, der *Andre* ist eben so wohl mein Kind, als Manuel und Margarethe; aber, habe ich das Recht, ihnen diesen Bruder zu geben? . . . Vergißt du, daß er vor dem Gesetz der Sohn des Marquis d'Auray ist? vergißt du, daß er der Erstgeborne, das Haupt der Familie ist? vergißt du, daß er blos dieses Gesetz zu Hilfe zu rufen brauchte, um sich Alles zuzueignen, Titel und Vermögen? Und was bliebe dann für Manuel ? ein Maltheserkreuz! was bliebe für Margarethen? ein Kloster!«

»Ach ja, ach ja,« sagte Margarethe halb laut, und streckte ihre Arme nach der Marquise aus, »ein Kloster, wo ich für dich beten kann, meine Mutter«

»Still! still!« sprach Paul.

»O! sie kennen ihn nicht, gnädige Frau!« sagte der Sterbende mit immer schwächer werdender Stimme.

»Nein, erwiderte die Marquise, »aber ich kenne die Menschen. Er kann einen Namen erlangen, er, der keinen hat; ein Vermögen, er, der nichts besitzt, und du glaubst, daß er beiden entsagen würde!«

»Wenn sie es von ihm verlangen!«

»Und mit welchem Rechte sollte ich das?« fuhr sie fort, »mit welchem Rechte ihn bitten, daß er mich, Manuel und Margarethen schone? Wird er nicht sagen: »Ich kenne sie nicht, Frau Marquise, ich habe sie nie gesehen! sie sind meine Mutter, das ist Alles was ich

weiß.«

»In seinem Namen,« stammelte Achard, dessen Zunge schon der Tod erstarrte, »verpflichte — schwöre ich! — ach Gott! ach mein Gott!«

Die Marquise erhob sich, auf seinen Zügen die Fortschritte der Agonie verfolgend. »Du verpflichtest dich! du schwört!« sprach sie, »ha! und du willst, daß ich, auf dein Wort, die Jahre aufs Spiel setze, die ich noch zu leben habe, aufs Spiel gegen die Minuten, die dir zum Tode übrig bleiben? . . . ich habe dich flehentlich gebeten; zum letzten mal bitte und flehe ich: gieb mir die Papiere!«

»Sie sind sein! — «

»Aber ich muß sie haben, sag' ich dir!« fuhr sie fort, immer beharrlicher werdend, je schwächer der Sterbende ward.

»Mein Gott! mein Gott!« seufzte Achard, »erbarme dich über mich.«

»Es kann Niemand kommen!« versetzte die Marquise, »du hast den Schlüssel immer bei dir, sagst du. . . «

»Wollen sie ihn einem Sterbenden entreißen!« —

»Nein,« antwortete sie, »ich werde warten.« —

»O! lassen sie mich in Ruhe sterben!« schrie er, riß das Crucifix zu Häupten seines Lagers an sich, und erhob es zwischen ihm und ihr. »Gehen, gehen Sie, in Christus Namen! . . .«

Die Marquise fiel auf die Knie, und beugte den Kopf zur Erde. Der Greis blieb einige Augenblicke in dieser schrecklichen Stellung; aber nach und nach, verließen ihn seine Kräfte, er fiel zurück, kreuzte seine Arme und drückte das Zeichen des Heils an eine Brust.

Die Marquise nahm die Bettvorhänge, und ohne sich aufzurichten, benutzte sie diese, so daß sie den Todeskampf des Sterbenden verbargen.

»Entsetzlich! abscheulich!« murmelte Margarethe.

»Laß uns niederknien und beten!« sprach Paul.

Da entstand im Augenblicke ein feierliches Schweigen, das um so schrecklicher war, da es nur durch das letzte Röcheln des Sterbenden unterbrochen ward. Dann ward es schwächer, und hörte auf Alles war vorüber: der Greis war todt.

Die Marquise richtete den Kopf langsam in die Höhe, und horchte mit Bangigkeit einige Minuten, dann steckte sie die Hand zwischen die Bettvorhänge, ohne sie aufzumachen, nach einigen Bemühungen brachte sie einen Schlüssel zum Vorschein. Nun stand sie schweigend auf, und den Kopf nach der Seite des Bettes gekehrt, ging sie auf den Schrank zu. Allein in dem Augenblicke, als sie den Schlüssel ins Schloß stecken wollte, stürzte Paul, der auf alle ihre Bewegungen Acht gehabt hatte ins Zimmer, faßte sie am Arme und sagte:

»Geben sie mir diesen Schlüssel, meine Mutter! denn

der Marquis ist todt, und diese Papiere gehören mir.«

»Gerechter Gott!« schrie die Marquise, bebte vor Schrecken zurück, und fiel in einen Sessel, »gerechter Gott! es ist mein Sohn!«

»Gütiger Himmel!« sagte Margarethe halb laut in dem andern Zimmer, und warf sich auf die Knie, »es ist mein Bruder« —

Paul schloß den Schrank auf, und nahm das Kästchen, worin sich die Papiere befanden,

XVI.

Indessen hatte Paul, mitten unter den sich drängenden Begebenheiten dieser Nacht, wo Margarethe bei zwei Sterbenden gegenwärtig, auf eine von dem Himmel bestimmte Weise, zu der Entdeckung der Geheimnisse ihrer Mutter gelangt war, die tödtlichen Worte, die er mit Lectour gewechselt hatte, nicht vergessen. Auch, da dieser Cavalier ihn ohne Zweifel nicht zu finden wußte, glaubte er ihm lange Nachforschungen ersparen zu müssen, und so schickte er den Lieutenant Walter in's Schloß d'Auray, um in seinem Namen die Bedingungen des Kampfes festzusetzen. Er fand Manuel bei Lectour. Als dieser den Officier gewahr ward, ging er hinunter in den Park, um die beiden jungen Leute ungestört unterhandeln zu lassen. Walter hatte von seinem Chef die Ordre erhalten, Alles anzunehmen. Die Einleitung war bald geschehen. Die Uebereinkunft war, daß die Zusammenkunft desselben Tages um vier Uhr des Abends, am Ufer des Meeres, bei der Fischerhütte stattfinden sollte, die zwischen Port-Louis und dem Schlosse d'Auray lag. Man wollte, als Waffen, Degen und Pistolen mitbringen, und dann entscheiden, welcher sie sich bedienen wollten, jedoch behielt sich Lectour als Beleidigter, die Wahl derselben vor.

Die Marquise, so zerschmettert sie auch durch Pauls unerwartete Erscheinung zuerst war, hatte doch bald alle Standhaftigkeit ihres Charakters wieder gewonnen, und den Schleier über das Gesicht ziehend, war sie aus dem Gemache durch das erste Zimmer gegangen, das dunkel war, ohne die knieende, vor Schreck und Verwunderung verstummte Margarethe gewahr zu werden. Dann war sie quer durch den Park geeilt und in den Saal zurückgekehrt, wo die Scene des Contracts vorgegangen war, und hier, bei dem verlöschenden Scheine der Kerzen saß sie, beide Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in die Hände gelegt, die Augen auf den Contract geheftet, wo Lectour seinen Namen geschrieben und der Marquis die Hälfte des einigen gesetzt hatte, so blieb sie die Nacht über einen neuen Entschluß brütend; so war der Tag angebrochen, ohne daß sie an die mindeste Ruhe gedacht hätte, so kräftig unterstützte ihre starke Seele den Körper, indem sie verschlossen war. Dieser Entschluß bestand darin, Manuel und Margarethe schleunigst vom Schlosse d'Auray zu entfernen; denn vorzüglich waren es ihre Kinder, denen sie das verbergen wollte, was wahrscheinlich zwischen ihr und Paul stattfinden würde.

Als sie um sieben Uhr das Geräusch hörte, was der Lieutenant Walter, als er fortging, gemacht hatte, streckte sie die Hand aus und klingelte. Ein Bedienter erschien mit der Livree des vorigen Tages; man sah, daß auch er nicht zu Bette gegangen war.

»Benachrichtigt das Fräulein, daß ihre Mutter sie im Saale erwarte,« sagte die Marquise, und versank wieder mürrisch und regungslos in ihre erste Stellung. Bald darauf hörte sie ein kleines Geräusch hinter sich und kehrte sich um. Es war Margarethe, die mit mehr Ehrfurcht als je die Hand nach ihrer Mutter ausstreckte, um die ihrige zu küssen. Da diese aber unbeweglich blieb, als hätte sie sie nicht verstanden, so ließ sie ihre Hand sinken, und erwartete schweigend, was sie sagen würde. Auch sie war noch in den Kleidern des vorigen Abends. Der Schlaf, der die Welt erquickt, hatte das Schloß d'Auray mit seinen Bewohnern vergessen.

»Nahe dich,« sprach die Marquise. — Margarethe trat einen Schritt näher. — »Warum bist du so blaß und zittert?« fuhr sie fort.

»Gnädige Frau!« flüsterte Margarethe.

»Rede!« befahl die Dame. . .«

»Der schnelle, unerwartete Tod meines Vaters« stammelte sie; »ich habe viel gelitten in dieser Nacht!«

»Ja, ja,« sprach die Marquise mit dumpfer Stimme und indem sie Blicke auf Margarethen heftete, die nicht ohne alle Theilnahme waren; »ja, der junge Baum beugt und entblättert sich im Sturme. Nur die alte Eiche widersteht allen Stürmen. Auch ich habe gelitten, Margarethe! auch ich hatte eine schreckliche Nacht. Und dennoch siehst du mich ruhig und standhaft!«

»Gott gab ihnen eine starke, strenge Seele, gnädige Frau!« antwortete Margarethe; »allein sie müssen nicht dieselbe Stärke und Kraft von Andern verlangen, sonst brechen sie.«

»Auch verlange ich von dir nichts, als Gehorsam!« sagte sie und ließ die Hand auf den Tisch fallen. »Margarethe, der Marquis ist todt; Manuel ist jetzt das Haupt der Familie; in diesem Augenblicke wirst du mit ihm nach Rennes abreisen.«

»Ich?« rief Margarethe, »ich nach Rennes? und warum?«

»Weil,« antwortete die Marquise mit unbeschreiblichem Ausdrucke, »die Schloßcapelle zu eng ist, um zugleich die Vermählung der Tochter und das Leichenbegängniß des Vaters zu begeben.«

»Meine Mutter,« sprach jetzt Margarethe mit tiefer Rührung, »wie mirs scheint, wäre es frömmere, zwischen beiden Ceremonien, die so entgegengesetzt sind, einen längern Zwischenraum zu setzen!«

»Die wahre Frömmigkeit besteht darin, den letzten Willen des Todten zu vollziehen. Wirf die Augen auf diesen Contract, und sieh hier die ersten Buchstaben von dem Namen deines Vaters!«

»O, ich frage sie, gnädige Frau, ob mein Vater, als er dieses schrieb, was der Tod unterbrach, bei völligem Verstande und völliger Willenskraft war?«

»Das weiß ich nicht, Fräulein,« erwiderte die Marquise mit jenem kalten, gebieterischen Tone, der ihr bisher Alles unterworfen hatte; »aber das weiß ich, daß der Wille, der ihn handeln ließ, ihn überlebte, und daß Eltern, so lange sie leben, Gott auf der Erde vertreten. Gott hat mir - Schreckliches geboten und ich habe gehorcht; thut wie ich, Fräulein, gehorcht!«

»Gnädige Frau,« sagte Margarethe, vor ihr stehend, aber diesmal unbeweglich und mit dem scharfen Accente, der ihre Mutter furchtsam machte, »es sind drei Tage, daß ich mit thränenden Augen und verzweiflungsvollem Herzen ihre Kniee umfasse, wie Manuels, und die Kniee meines Vaters. Niemand wollte mich hören; *er* vermochte es nicht, denn die halsstarrigste Ehrsucht erstickte meine Stimme. Endlich bin ich bis vor ihr Antlitz gelangt, meine Mutter! Sie sind die letzte, die ich anflehen kann, aber auch *die*, welche mich am besten versteht. So hören sie denn genau auf Alles, was ich ihnen sage. Wenn ich ihrem Willen nichts weiter aufzuopfern hätte, als mein Glück, würde ich es thun, meine Liebe desgleichen; allein so müßt' ich ihnen auch meinen Sohn aufopfern! Sie sind Mutter; ich aber auch, gnädige Frau!«

»Mutter! Mutter!« murmelte die Marquise, durch einen Fehltritt!«

»Kurz ich bins, gnädige Frau; und das Gefühl der Mutter hat nicht nöthig aufgeopfert zu werden, um geheiligt zu sein. Gut, gnädige Frau, sagen sie mir —

denn sie müssen diese Dinge besser wissen, als ich! — sagen sie mir, wenn *Die*, so uns das Leben geben, von Gott eine Stimme empfangen, die zu unserem Herzen geht, haben die, so wir geboren haben, nicht eine gleiche Stimme erhalten? und wenn sich beide Stimmen widersprechen, *welcher* muß man gehorchen?«

»Du wirst nie die Stimme deines Kind hören,« antwortete die Marquise, »denn wirst ihn nie wiedersehen.«

»Nie wiedersehen?« rief Margarethe, »und wer kann dafür stehen?«

»Er selbst wird nie erfahren, wer er ist.«

»Und wenn er eines Tages erfährt!« sprach Margarethe, in ihrer kindlichen Ehrfurcht durch die Härte ihrer Mutter überwunden, »und da kommt und mir Rechenschaft von seiner Herkunft abfordert — das kann geschehen, gnädige Frau.

Sie ergriff die Feder.

»Unterschreibe!« sprach die Marquise.

»Aber,« fuhr Margarethe fort, ihre krampfhaft bebede Hand auf den Contract legen »wenn nun mein Mann eines Tages das Dasein dieses Kindes erfährt! wenn er Genugthuung verlangt, wegen dem Flecken seiner Eh seines Namens! wenn er ihn fordert zu eine wüthenden, einsamen Zweikampfe, ohne Zeug auf Leben und Tod? wenn er ihn tödtet um dann, von seinem

Gewissen gequält, durch eine Stimme verfolgt, die für ihn aus seinem Grab tönt — den Verstand verliert!«

»Schweig!« rief die Marquise erschrocken, aber ohne noch zu wissen, ob der Zufall oder irgend eine unbekannte Entdeckung ihrer Tochter diese Worte eingab.

»Laß mich!«

»Sie wollen also,« fuhr diese fort, die zuviel gesagt hatte, um nun inne zu halten, »daß ich mich, um meinen Namen und den meiner andern Kinder fleckenlos zu erhalten, mit einem Wahnsinnigen einsperre! Sie wollen, daß ich jedes lebende Wesen von ihm und mir entferne! daß ich mir ein Herz von Eisen anschaffe, um nichts mehr zu empfinden! Augen von Erz, um nicht mehr zu weinen! Sie wollen, daß ich Trauer anlege, wie eine Wittwe, ehe mein Mann todt ist — und daß mein Haar weiß werden soll, zwanzig Jahre zuvor, ehe das Alter kommt!«

»Schweig, schweig!« fiel ihr die Marquise, mit einer Stimme in die Rede, der man es anhörte, daß die Furcht anfang über die Drohung zu siegen, »schweig!«

»Sie wollen also,« fuhr Margarethe, hingerissen von ihrem bitteren Schmerze, fort. »Sie wollen, damit dies schreckliche Geheimniß, mit denen stirbt, die es bewahren, daß ich Aerzte und Priester von ihrem Sterbebette entferne . . . da ich endlich von einer Agonie zur andern gehe nicht um den Sterbenden die Augen, nein! Den Mund zuzudrücken!«

»Ums himmelswillen schweig!« rief sie händeringend.

»Gut,« fuhr Margarethe fort, »so gebiete sie mir noch einmal zu unterschreiben, Mutter und das Alles wird erfolgen. Dann wird de Fluch des Herren in Erfüllung gehen, daß er die Fehler der Väter an den Kindern strafen wird bis ins dritte und vierte Glied.«

»O! mein Gott! mein Gott!« schluchzte die Marquise, »bin ich genug erniedrigt! genug gestraft!«

»Vergebung, Vergebung, gnädige Frau!« rief jetzt Margarethe, sich selbst wiedergegeben durch die ersten Thränen, die sie ihre Mutter vergießen sah. »Vergebung!« und sie fiel ihr zu Füßen.

»Ja, Vergebung!« antwortete sie, Margarethen mit dem Fuße von sich stoßend, »verlange Vergebung, entartete Tochter, die die Ruth des Zorns der ewigen Gerechtigkeit, der göttlichen Rache entreißt, und ihre Mutter damit in's Antlitz schlägt!«

»Gnade! Gnade!« rief Margarethe, »ich wußte nicht, was ich sprach, meine Mutter sie hatten mich wahnsinnig gemacht! . . .«

»O! mein Gott! mein Gott!« sprach die Marquise,« beide Hände über das Haupt ihrer Tochter emporhebend, »du hast die Worte gehört, die von den Lippen meines Kindes gekommen sind. Ich wage die Hoffnung nicht, daß deine Barmherzigkeit so weit gehen wird, sie zu vergessen, mein Gott! aber in dem Augenblicke, wo du

sie strafen willst, so erinnere dich, daß ich ihr nicht fluchte! — «

Dann ging sie zur Thüre; Margarethe versuchte sie zurückzuhalten, aber die Mutter blickte sie so schrecklich an, daß sie ihr Kleid losließ, und stumm und keuchend zurücksank. Als sie fort war, that sie einen Schrei, als sei ihr das Herz gebrochen.

XVII.

Unsre Leser werden sich vielleicht wundern, daß nach der Beleidigung, mit der Paul den Baron von Lectour gereizt hatte, das Duell nicht gleich des andern Morgens bestimmt ward; aber der Lieutenant Walter, der beauftragt war, mit dem Grafen d'Auray die Bedingungen zu ordnen, hatte von einem Chef die Ordre erhalten, alle, bis auf eine Einzige einzugehen: Paul wollte sich nur zu Ende des Tages schlagen.

Der junge Kapitän sah nämlich, als sich dieses seltsame Drama gelöst, worin er sich als Fremdling verflochten hatte, ein, daß er nun, als Familienhaupt, sein Leben nicht auf das Spiel setzen dürfe. Uebrigens war die Frist, die er für sich verlangt, nicht lang, und Lectour, der nicht wußte, weshalb sein Gegner diesen Aufschub verlangte, hatte die Zeit angenommen, ohne sich darüber zu beklagen. Paul, entschlossen, mit den Augenblicken zu wuchern, machte sich auf den Weg ins Schloß, sobald er die Stunde, bei der Marquise zu erscheinen, für schicklich hielt.

Die Ereignisse des vorigen Tages hatten in dieser edlen Behausung eine so große Unruhe verbreitet, daß Paul eintrat, ohne einen Bedienten zu finden, der ihn gemeldet hätte; er ging in die Zimmer, schlug den Weg ein, den er

schon zweimal gefunden hatte, und fand Margarethen im Saale, ohnmächtig auf dem Boden liegen.

Als er den Contract zerknittert und seine Schwester bewußtlos erblickte, errieth er leicht, daß eine noch weit fürchterlichere Scene zwischen Mutter und Tochter vorgegangen war. Er hob Margarethen auf, und öffnete ein Fenster, um ihr frische Luft zu verschaffen; ihr Zustand war mehr eine Hemmung aller Kräfte, als eine wirkliche Ohnmacht. Auch schlug sie die Augen auf, als sie sich mit einer Aufmerksamkeit unterstützt fühlte, die über die Gefühle dessen, der ihr zu Hilfe kam, keinen Zweifel übrig ließ, und erkannte ihren Bruder, diesen leibhaften, ihr von Gott gesendeten Schutzgeist, der sie stets aufrichtete, wenn fiel unterlag.

Sie erzählte ihm Alles, was sich zwischen der Mutter und ihr ereignet hatte, und wie sie durch ihren Schmerz, und ihre mißliche Lage hingerissen, ihr gezeigt hatte, daß sie Alles wisse!

Paul begriff, was in diesem Augenblicke in dem Herzen der Marquise vorgehen müsse, die nach zwanzig Jahren des Schweigens, der Angst, nun ihr Geheimniß entdeckt sah, das sie durchaus verbergen wollte, und zwar ohne zu wissen, wie es zugeing.

Paul erbarmte sich der Strafe seiner Mutter, und beschloß sie möglichst schnell zu beenden, in dem er die Zusammenkunft mit ihr, beschleunigt, die sie über die

Gesinnungen des Sohnes, dessen Rückkehr zu verhindern, die Alles angewendet hatte, aufklären sollte. Margarethe hatte ebenfalls Verzeihung zu erbitten, und nahm es auf sich, der Mutter zu hinterbringen, daß der junge Kapitän ihre Befehle erwarte.

Paul war allein geblieben, gelehnt an dem großen Kamin, über welchem das Wappen der Familie ausgehauen war, und versank in Betrachtungen, durch welche er, der Schiedsrichter dieses ganzen Hauses geworden war, als Manuel aus einer plötzlich aufgerissenen Nebenthür mit Pistolen in der Hand, eintrat. Paul sah sich um, und als er den Jüngling erblickte, grüßte er ihn mit jenem sanften, brüderlichen Ausdruck, welcher auf seinen Zügen die Heiterkeit seiner Seele wiederspiegelte.

Manuel aber, obgleich er den Gruß nach allen Convenienzen erwiderte, zeigte die feindlichsten Gesinnungen in seinen Mienen, welche die Gegenwart desjenigen in ihm erregte, den er als einen persönlichsten und wüthendsten Feind betrachtete.

»Ich wollte sie aufsuchen, mein Herr!« sprach er, und legte die Pistolen auf den Tisch, indem er in einiger Entfernung von Paul stehen blieb, »ob ich gleich nicht recht wußte, wo sie zu finden wären; denn sowie der böse Geist in unsern Volkssagen, scheinen sie die Gabe empfangen zu haben, überall und nirgends zu sein. Endlich versicherte mir ein Bedienter, er habe sie ins

Schloß gehen sehen. Ich danke ihnen, daß sie mir die Mühe erspart haben, die ich diesmal zu übernehmen entschlossen war, ihnen entgegen zu kommen.«

»Ich schätze mich glücklich,« antwortete Paul, »daß sie in diesem Falle mit dem ihrigen harmonisch gewesen ist, wiewohl der Grund dazu wahrscheinlich verschieden sein möchte! Was wollen sie von mir?«

»Erathen sie es nicht, mein Herr?« fuhr, Manuel fort, mit steigender Aufregung. »In diesem Falle — und erlauben sie mich darüber zu wundern! — kennen sie die Pflichten eines Cavaliers und Officier so wenig, und es ist eine neue Beleidigung die sie mir anthun!«

»Glauben sie mir, Manuel,« versetzte Paul mit Ruhe. — »Gestern hieß ich Graf, heute heiße ich Marquis von Auray,« fiel Manuel ihm hochmüthig und verächtlich ins Wort, »ich muß sie bitten, es nicht zu vergessen!«

Ein fast unmerkliches Lächeln flog über Pauls Lippen. »Ich sagte also,« fuhr Manuel fort, »daß sie die Gesinnungen eines Cavaliers wenig kennen, wenn sie glauben sollten, daß ich einem andern gestatten würde, an meiner Stelle den Streit, den sie mit mir gesucht haben, zu erledigen. Ja, Herr, sie sind's, der sich auf meinen Weg warf, und ich bin es nicht, der sie gesucht hat.«

»Herr Marquis d'Auray,« sagte Paul, »vergessen sie ihren Besuch am Bord der Indianerin!«

»Keine Ausflüchte mehr, mein Herr, kommen wir zum

Ziele. Ich bot ihnen gestern, Gott weiß aus welcher sonderbaren, unerklärlichen Empfindung, alles an, was jeder Edelmann und Officier, ja jeder Mann von Muth und Ehre, sogleich angenommen hätte, ohne sich zu besinnen; sie weigerten sich, mein Herr, meine Aufforderung auf die Seite schiebend, suchten sie sich willkührlich einen, Gegner hinter meinem Rücken auf, der gerade dem Streite nicht fremd war, aber den hineinzuziehen, der Anstand verbat.«

»Glauben sie mir, mein Herr,« versetzte Paul mit derselben Ruhe, die er bis jetzt behauptet hatte, »daß ich den Verhältnissen in diesem Stücke gehorchte, die mir nicht die Wahl eines Gegners gestatteten. Ein Duell, das mir von ihnen angetragen ward, das ich mit ihnen nicht eingehen konnte, war mir gleichgültig mit jedem andern; solche Dinge bin ich zu gewohnt, und wohl ganz andere furchtbare, tödtliche Kämpfe, als daß so etwas in meinem Augen etwas anderes, als ein gewöhnlicher Zufall in meinem abentheuerlichen Tagewerke sein könnte! Aber das erinnern sie sich, daß ich das Duell nicht suchte, daß sie mir es anboten, und da ich mich, und ich wiederhole es, mit ihnen nicht schlagen kann, so forderte ich den Herrn von Lectour, wie ich den Herrn von Nozay oder la Jerry gefordert hätte, weil er eben da war, ich ihn bei der Hand hatte, und da ich durch aus jemand tödten sollte, so war mir's lieber einen Geck zu tödten, der unnütz und unverschämt ist, als einen wackern, ehrlichen

Landedelmann, der sich entehrt glauben würde, wenn er im Traume den infamen Handel vollzöge, den ihnen Lectour in der Wirklichkeit vorschlägt.«

»Genug, mein Herr!« lachte Manuel, »fahren, Sie nur fort, sich zum Verbesserer des Unrechts und zum Ritter irreder Prinzessinnen aufzuwerfen, und sich hinter das phantastische Schild geheimnißvoller Antworten zurückzuziehen! solange dieser altväterische Don Quinxottismus, meine Wünsche, meine Verpflichtungen und mein Interesse nicht berühren wird, so durchlaufen sie mit ihm Land und Meer, gehen sie von einem Pol zum andern, und ich werde mich damit beruhigen, darüber zu lachen, wenn er an mir vorübergeht; aber, wenn mich diese Narrheit direct ergreift, wie die ihrige gethan hat, mein Herr, und ich in einer Familie, deren Oberhaupt ich bin, einen Unbekannten begegne, der als Gebieter anordnet, wo ich allein das Recht dazu habe, so werde ich ihn zu Leibe gehen, wie jetzt ihnen, wenn ich das Glück habe, ihn allein zu begegnen; wenn ich dann gewiß bin, daß mich Niemand in einer nöthig gewordenen Erklärung, vor Ende derselben stören wird, würde ich zu ihm sagen: sie haben mich insultiert, wenigstens verletzt, denn sie mischten sich in mein Interesse, in mein Familienleben. Sie müssen sich also mit mir schlagen, und mit keinem Andern, und sie werden es!«

»Sie irren sich, Manuel!« antwortete Paul, »ich schlage mich nicht, wenigstens nicht mit ihnen, Es ist

unmöglich!«

»Herr!« rief Manuel ungeduldig, »die Zeit der Räthel ist vorbei; wir leben in einer Welt, wo wir aller Augenblicke uns an eine Wirklichkeit stoßen. lassen wir also Dichtung und Mystik den Romanen- und Tragödienschreibern. Ihre Anwesenheit hier im Schlosse ist mit zu niedrigen Umständen bezeichnet, als daß wir unterlassen sollten, das was noch nicht ist, dem hinzuzufügen, was bereits geschah. Lusignan ist zurückgebracht, trotz der Ordre der Deportation; meine Schwester rebelliert zum ersten mal gegen den Willen ihrer Mutter; meinen Vater tödtete ihr bloßer Anblick; diese Unglücksfälle haben sie geleitet, sind vom Ende der Welt mit ihnen hier hergekommen, wie ein Leichenzug, und sie sollen mir dafür stehen! Also sprechen sie, mein Herr; sprechen sie wie ein Mann von Ehre, bei hellen Tage, und nicht wie ein Gespenst das im Finstern schleicht, und mit Hilfe der Nacht entwischt, indem es einige Worte aus der andern Welt fallen läßt, prophetische, feierliche Worte, gut für Ammen und Kinder, sie zu erschrecken! reden sie, Herr! sehen sie, ich bin ruhig. Wenn fiel mir was zu entdecken haben, will ich es hören!«

»Das Geheimniß, das sie von mir fordern, ist nicht mein eigen,« antwortete Paul, dessen Ruhe seltsam mit Manuels Aufregung kontrastierte, »glauben sie mir, und dringen sie nicht weiter in mich. Adieu!«

Er wollte fortgehen, Manuel stürzte zur Thür und vertrat ihm den Weg. »Sie werden so nicht fortkommen, mein Herr! ich befinde mich mit ihnen hier allein, ich habe sie nicht hergelockt, sondern sie sind gekommen. Achten sie also auf das, was ich ihnen sagen will. Sie haben mich beleidigt! mir sind sie Genugthuung schuldig, und mit mir sollen und müssen sie sich schlagen!«

»Sie sind närrisch, Herr!« antwortete Paul, »ich habe ihnen schon gesagt, daß das eine Unmöglichkeit ist. lassen sie mich gehen!«

»Nehmen sie sich in Acht!« schrie jetzt Manuel und griff nach den Pistolen, »mein Herr! da ich alles gethan habe, um sie zu zwingen wie ein Cavalier zu handeln, so kann ich mit ihnen verfahren, wie mit einem Räuber! sie sind hier in einem fremden Hause; sie sind hergekommen, ich weiß weder wie? noch *warum?* ist es nicht um unser Gold und Kleinodien zu entwenden, so ist es geschehen, um den Gehorsam der Tochter, ihrer Mutter, um das heilige Versprechen eines Freundes zum Freunde zu fehlen. So sind sie in beiden Fällen ein Räuber, den ich in dem Moment begegne, wo er die Hand auf den Schatz, den Schatz der Ehre, den köstlichsten von allen, legt! Da — nehmen sie lieber diese Waffe!« —

Manuel warf eine der Pistolen Paul vor die Füße, und schrie: »Vertheidigen sie sich!«

»Sie können mich tödten, mein Herr!« antwortete Paul,

und lehnte sich von Neuem an den Kamin, als führe er eine gewöhnliche Unterhaltung, »wiewohl ich nicht glaube, daß Gott ein so großes Verbrechen gestattet; allein zwingen können sie mich nicht, mich mit ihnen zu schlagen. Ich habe es ihnen gesagt, und wiederhole es!«

»Heben sie dieses Pistol auf, Herr! heben sie es auf, ich sage es ihnen! sie halten das, was ich ihnen sage, für eine leere Drohung; irren sie sich nicht! seit drei Tagen ermüden sie meine Geduld! seit drei Tagen erfüllen sie mein Herz mit Galle und Haß, seit drei Tagen endlich habe ich mich an alle Vorstellungen gewöhnt, die mich ihrer entledigen können: Zweikampf oder Mord! glauben sie nicht, daß mich die Furcht vor Strafe abhält; dieses Schloß ist öde, stumm und taub! das Meer ist hier, und sie wären noch nicht im Grabe, so wär ich schon in England. Also, Herr, zum aller — aller letzten mal! heben sie das Pistol auf, und schießen zu ihrer Vertheidigung.«

Ohne zu antworten, zuckte Paul die Achseln und stieß das Pistol mit dem Fuße von sich.

»Nun denn,« rief Manuel, aufs Aeüßerste getrieben durch die Kaltblütigkeit seines Gegners, »da du dich nicht vertheidigen willst, wie ein Mann — so stirb wie ein Hund!« Und jetzt richtete er das Pistol auf die Brust des Kapitäns.

In diesem Augenblicke hörte man einen entsetzlichen Schrei an der Thüre: es war Margarethe, die wieder kam

und auf den ersten Blick Alles begriff. Sie stürzte zu Manuel und zugleich fiel der Schuß; aber die Kugel, welche durch den Eingriff der jungen Dame eine andere Richtung erhalten hatte, ging drei Finger breit über Pauls Haupte hinweg und zerschmetterte den Spiegel über dem Kamine.

»Mein Bruder« schrie Margarethe, war mit einem Sprunge bei Paul und schloß ihn in ihre Arme; »mein Bruder! bist du nicht verwundet?«

»Dein Bruder?« sprach Manuel, und ließ das noch rauchende Pistol fallen, »dein Bruder!«

»Nun ja, Manuel!,« antwortete Paul mit derselben Ruhe, die er die ganze Zeit über bewiesen hatte; »begreifst du nun, weshalb ich mich nicht mit dir schlagen konnte?«

»In diesem Augenblicke erschien die Marquise auf der Thürschwelle, bleicher als ein Geist; sie sah um sich her mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Furcht, und als sie sah, daß Niemand verwundet war, hob sie schweigend die Augen zum Himmel, als wolle sie fragen, ob er endlich versöhnt sei? Sie blieb einige Augenblicke in diesem Ausdrucke des Dankes. Als sie ihre Blicke senkte, erblickte sie Manuel und Margarethen zu ihren Füßen, und jedes hielt eine ihrer Hände und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

»Ich danke euch, meine Kinder!« sprach sie, nach

einigen Augenblicken des Schweigens, »jetzt laßt mich mit diesem jungen Manne allein.«

Margarethe und Manuel neigten sich vor ihr mit dem Ausdrücke der tiefsten Ehrfurcht und gehorchten dem Befehle ihrer Mutter.

XVIII.

Die Marquise schloß die Thüre hinter ihnen ab, that einige Schritte vorwärts und ging, ohne Paul anzusehen, um sich auf den Sessel zu stützen, wo der Marquis des Abends vorher saß, um den Contract zu unterschreiben. Da blieb sie stehen mit zur Erde gesenktem Blicke. Paul wäre gern vor ihr niedergekniet, aber auf dem Gesichte dieser Frau war eine solche Strenge, daß er das Aufwallen seines Herzens unterdrückte und wartete, ohne sich zu rühren. Nach einigen Augenblicken eines eiskalten Schweigens, nahm die Dame zuerst das Wort: »Sie haben mich zu sprechen verlangt, mein Herr, und ich bin gekommen; sie haben mit mir zu reden gewünscht: ich höre.«

Diese Worte kamen aus ihrem Munde, ohne daß sie eine Bewegung machte. Nur die Lippen bebten eher, als daß sie lächelten; man hätte sagen können, eine marmorne Bildsäule spreche.

»Ja, gnädige Frau!« versetzte Paul mit weinender Stimme.

»Ja, ja, ich habe gewünscht, sie zu sprechen. Es ist schon sehr lange her, als dieser Wunsch zuerst in mein Herz kam, aus dem er nie mehr gewichen ist. Ich hatte Erinnerungen aus der Kindheit, welche den Mann

quälten. Ich erinnerte mich einer Frau, die sich zu meiner Wiege schlich, und die ich in meinen jugendlichen Träumen für den Schutzengel meiner ersten Jahre hielt. Seit dieser so entfernten und doch in mir so lebendigen Epoche, bin ich — glauben sie mirs, gnädige Frau! — mehr als einmal bebend erwacht, als wenn ich auf meiner Stirne den Eindruck des mütterlichen Kusses gefühlt, und dann, wenn ich Niemand bei mir erblickte, rief ich sie, die ich durch meine Stimme herbei rufen zu können hoffte! So rufe ich seit zwanzig Jahren, gnädige Frau, und zum ersten Male antwortet sie mir. Wäre es wahr, wie ich zu denken oft geschaudert habe, daß sie gezittert hätten, mich zu sehen? Wahr, wie ich es in diesem Augenblicke fürchten muß, daß sie mir nichts zu sagen hätten?«

»Und wenn ich ihre Zurückkunft gefürchtet hätte,« sprach die Marquise mit dumpfem Tone, »hätte ich Unrecht gehabt? Nur gestern sind sie mir erschienen, und das schreckliche Geheimniß, daß nur von Gott und von mir erkannt sein sollte, ist meinen beiden Kindern nicht mehr fremd!«

»Ists denn meine Schuld,« rief Paul, »wenn Gott es über sich nahm, es ihnen zu entdecken? bin ichs, der die zitternde, verweinte Margarethe zu ihrem sterbenden Vater führte, dessen Schutz sie erflehen wollte und dessen Beichte sie hörte? War ichs, der sie zu Achard brachte, und kamen sie ihr nicht dorthin nach? Was Manuel betrifft, so bezeugt der Schuß, den sie gehört haben, und

dieser zerschmetterte Spiegel , daß ich lieber sterben, als mein Leben auf Kosten *ihrer* Geheimnisses retten wollte. Nein, nein, glauben sie mir, gnädige Frau, ich bin nur das Werkzeug, nicht der Arm, die Wirkung, nicht die Ursache! Gott hat nach seiner unendlichen Weisheit: Alles so geleitet, daß sie zwei Kinder zu ihren Füßen sehen sollten, wie sie gesehen haben, die sie so lange aus ihren Armen entfernten!«

»Aber — es gibt ein Drittes,« sagte endlich die Marquise mit einer Stimme, durch welche endlich einiges Gefühl durchzudringen begann, »und ich weiß nicht, was ich von diesem zu erwarten habe!«

»Lassen Sie mich die letzte Pflicht erfüllen, gnädige Frau, und *dann* — knieend ihre Befehle erwarten.« -

»Und welche Pflicht?« fragte sie.

»Meinem Bruder den Rang zu geben, auf den er ein Recht hat, und meiner Schwester ihr verlorenes Glück, meiner Mutter aber die Ruhe, um die sie fleht, und die sie nicht finden kann!«

»Und dennoch.« fing die Marquise wieder an, » hat, Dank ihnen, Herr von Maurepas dem, Barone von Lectour das Regiment abgeschlagen, daß er für meinen Sohn nachsuchte!«

»Weil ich es bereits von dem Könige für meinen Bruder erhalten hatte!« sprach Paul, zog die Bestallung hervor und legte sie auf den Tisch.

Die Marquise warf die Augen darauf und las wirklich Manuels Namen.

»Und doch,« fuhr sie fort, »willst du Margarethen einen Mann geben, ohne Namen und Vermögen und — was noch mehr ist! — einem Verbannten!«

»Sie irren sich, gnädige Frau; ich will sie Dem geben, den sie liebt; ich will Margarethen nicht Lusignan dem Verbannten, sondern dem Herrn Baron Anatole von Lusignan, Statthalter Sr. Majestät auf der Insel Guadeloupe geben. Hier ist eine Beförderung.«

Die Marquise warf einen zweiten Blick auf das Pergament und sah abermals, daß ihr Paul die Wahrheit gesagt hatte.

»Ja, ich gebe zu, daß für Manuels Ehrgeiz und Margarethens Glück gesorgt ist« sprach sie .

Und zugleich für ihre Ruhe, gnädige Frau, denn Manuel geht zu seinem Regimente, Margarethe folgt ihrem Gemahle und sie bleiben allein, wie sie — ach so viele Mal gewünscht haben.«

Die Marquise seufzte. — »Nicht so, gnädige Frau, hätte ich mich getäuscht?« fuhr Paul fort.

»Aber,« murmelte sie, wie soll ich mich von dem Barone von Lectour los machen?«

»Der Marquis ist todt. Ist das nicht eine hinreichende Ursache zum Aufschube einer Heirath, wenn der Vater, der Gatte stirbt? . . .«

Statt aller Antwort, setzte sie sich in den Sessel, nahm eine Feder und Papier, schrieb einige Zeilen, brach den Brief zusammen, schrieb den Namen des Barons von Lectour darauf und klingelte, Nach einer Pause, kam ein Diener.

»Bringt diesen Brief in zwei Stunden dem Baron von Lectour! « befahl sie.

Der Bediente entfernte sich mit dem Briefe.

»Jetzt,« fuhr die Marquise fort, Paul ansehend, »da den Unschuldigen Gerechtigkeit wiederfahren ist, so verzeihen sie der Strafbaren. Sie haben Papiere, die ihre Geburt beweisen; sie sind der Aelteste; und haben wenigstens nach dem Gesetze, Ansprüche auf den Namen und das Vermögen Manuels und Margarethens. Was wollen sie Auslösung für diese Papiere?«

Paul zog sie aus der Tasche, und hielt sie über die Flamme des Kaminfeuers.

»Erlauben sie mir nur ein einziges Mal, daß ich sie Mutter nennen darf, heißen sie mich nur ein einziges Mal *ihren* Sohn!«

»Ist's möglich!« rief sie, und stand auf.

»Sie reden von Rang, Namen, Vermögen!« fuhr Paul fort, mit dem Ausdrucke der tiefsten Schwermuth, das Haupt schüttelnd, »ach! wozu bedarf ich alles dieses? ich habe mich zu einem Range emporgeschwungen, den Wenige meines Alters erreichten; ich habe mir einen

Namen erworben, der einem Volke ein Seegen, und einem andern ein Schrecken ist; wenn ich wollte, könnte ich ein Vermögen sammeln, um einen Fürsten auszustatten. Was bedarf ich also ihres Ranges, ihres Namens, ihres Vermögens. Wenn sie mir nichts Anderes anzubieten haben, wenn sie mir das nicht geben, was mir immer, und allenthalben gefehlt hat, was ich mir nicht schaffen kann, und Gott mir gewährte, das Unglück aber zurücknahm . . . was fiel allein mir geben können . . . eine Mutter!«

»Mein Sohn!« rief die Marquise, überwunden von diesen Ausdrücken, von diesen Thränen, »mein Sohn! . . . mein Sohn! . . . mein Sohn! . . .«

»Ha!« schrie Paul, und ließ die Papiere in das Feuer fallen, das sie sogleich vernichtete, »endlich dringt der ersehnte Ruf aus ihrem Herzen, um den ich flehte! — Gott, mein Gott! ich danke dir!«

Die Marquise war in den Stuhl gesunken, Paul kniete vor ihr, den Kopf in ihrer Brust verborgen. Endlich hob die seine Stirne in die Höhe.

»Sieh mich an,« sprach sie, »seit zwanzig Jahren sind das meine ersten Thränen! gieb mir deine Hand,« sie drückte sie an ihr Herz, »seit zwanzig Jahren ist es das erste Freudengefühl, das in meinem Herzen schlägt! . . . komm in meine Arme! seit zwanzig Jahren gebe und empfangen ich die erste Liebkosung! Ohne Zweifel waren

diese zwanzig Jahre meine Büßung, weil Gott mir vergiebt, weil er mir jetzt Thränen, Entzücken, Zärtlichkeit wieder giebt! — — Dank dir, mein Gott! . . .

Dank dir, mein Sohn!«

»Meine Mutter!« sprach Paul.

»Und ich zitterte dich wieder zu sehen? ich bebte, als ich dich sah! ich wußte, ich ahnete nicht, welche Empfindungen in meinem eignen Herzen schliefen! O! ich segne — ich segne dich!«

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke der Kapelle. Die Marquise schauderte. Es war die Stunde des Begräbnisses. Der Leichnam des edlen Marquis d'Auray, und *der* des armen Achard wurden zu gleicher Zeit der Erde wieder gegeben. Die Marquise fand auf. »Diese Stunde,« sprach sie, »soll dem Gebete geheiligt sein. Ich entferne mich . . .«

»Morgen reise ich ab, meine Mutter!« sagt Paul zu ihr, »soll ich sie nicht wiedersehen?«

»O ja, ja!« rief sie, »freilich will ich dich wiedersehen!«

»Gut, meine Mutter, auf den Abend werd' ich am Eingange des Parks sein. Dort ist ein Ort, der mir heilig ist, und den ich zum letzten Male besuchen will. Dort erwarte ich sie. Dort, meine Mutter, müssen wir Abschied von einander nehmen!«

»Ich werde kommen!« antwortete sie.

»Hier,« sprach Paul, »hier, meine Mutter, nehmen sie diese Bestattung, und diese Beförderung für Manuel und für Margarethens Gemahl. Das Glück ihrer Kinder komme zu ihnen, durch sie. Glauben sie, meine Mutter, daß sie mir *das Meiste* gegeben haben!«

Die Marquise schloß sich ein in ihr Gebetgemach. Paul verließ das Schloß, und machte sich auf den Weg zu der Fischerhütte, wo wir ihm schon einmal sich hinbegeben sahen, und bei der seine Zusammenkunft mit Lectour anberaumt war. Hier fand er Lusignan und Walter.

Als die bestimmte Stunde da war, erschien Lectour zu Pferde, sah sich so gut er konnte, in der Gegend um, denn er war ohne Führer, und der Jäger, der ihn begleitete, fremd wie er. Als sie ihn erblickten, kamen die jungen Leute aus der Hütte, und der Baron, der sie gewahr ward, beeilte sich, sie zu erreichen. In gehöriger Entfernung, stieg er ab, und warf den Zügel seines Pferdes, dem Bedienten über den Arm.

»Verzeihung, meine Herren,« sagte er, sich denen nahend, die ihn erwarteten, »daß ich allein zu ihnen komme, wie ein verlornes Schaf; allein die von diesem Herren,« er verbeugte sich gegen Paul, der ihm dankte, »erwählte Stunde, war gerade *die* zum Begräbniß des Marquis bestimmte; so ließ ich denn Manuel seiner Sohnespflicht genügen, und bin ohne Zeugen gekommen, da ich hoffe, mein Gegner wird großmüthig genug sein, mir einen der seinen zu leihen.«

»Wir stehen zu ihrem Befehle, Herr Baron!« antwortete Paul, »hier sind meine beiden Secundanten. Wählen sie, und der, den sie mit ihrer Wahl beehren, wird sogleich der ihrige!«

»Ich will keinen Vorzug, das schwöre ich ihnen!« antwortete Lectour, »bezeichnen sie also selbst, denjenigen dieser beiden Herren, den sie mir bestimmen zu diesem Dienste!«

»Walter!« sagte Paul, »treten sie auf die Seite des Herren Barons.«

Der Lieutenant gehorchte , beide Gegner begrüßten sich noch einmal.

»Jetzt, mein Herr!« fuhr Paul fort, »vergönnen sie, daß ich einige Worte, nicht der Entschuldigung, sondern der Erklärung, an sie richte.«

»Thun sie es, mein Herr!« sagte Lectour.

»Als ich die Worte zu ihnen sprach, die uns hierher führen, waren die Ereignisse, die seit gestern geschehen sind, noch in der Zukunft verborgen; diese war unsicher, und konnte das Unglück einer ganzen Familie nach sich ziehen. Sie hatten die Frau Marquise d’Auray, Manuel und dem Marquis vor sich, Margarethe nur mich allein. So stand denn alles glücklich für sie. Darum wendete ich mich direkt an sie, denn, wenn ich von ihrer Hand fiel, so konnte die Margarethe, aus Verhältnissen, die ihnen stets unbekannt bleiben werden, nicht heirathen; wenn ich sie

tödtete, so war die Sache noch einfacher, und bedarf keines Commentars.«

»Das ist ein **Exordium**, das nicht logischer sein kann, mein Herr!« lächelte der Baron, und hieb einen Stiefel mit der Reitpeitsche, »kommen sie, wenn es ihnen beliebt, zu der Sache selbst!«

»Jetzt,« versetzte Paul, sich leicht verbeugend, als Zeichen seiner Zustimmung, »ist alles verändert; der Marquis ist todt, Manuel hat seine Bestallung bei einem Regimente, die Marquise entsagt ihrer Verbindung, so ehrenvoll sie auch sein kann, und Margarethe heirathet den Herrn Baron Anatole von Lusignan, den ich ihnen, aus diesem Grunde, nicht zum Zeugen geben konnte.«

»Ha, ha!« sagte Lectour, »das also bedeutet das Billet, welches mir ein Bedienter brachte, als ich das Schloß verließ. Und ich war einfältig genug, es für einen Aufschub zu halten! Es scheint ein Korb in bester Form. Gut, gut, ich erwarte jetzt die Nutzenanwendung!«

»Die ist eben so einfach als aufrichtig, mein Herr! Ich kenne sie nicht, ich verlange nicht sie zu kennen; nur der Zufall hat uns einander gegenübergestellt, in entgegengesetztem Interesse, und so geriethen wir an einander. Ich wollte, wie gesagt, dem Schicksale, dem ich mißtraute, ein wenig nachhelfen. Heute ist alles zu einem Punkte gelangt, daß ihr Tod, oder der meine völlig unnütz sein, und der Entwicklung des Dramas nur ein wenig Blut

zufügen würde. Aufrichtig gesprochen, Herr Baron, halten sie es der Mühe werth, es zu vergießen?«

»Ich würde vielleicht ihrer Meinung sein, mein Herr!« versetzte Lectour, »wenn ich nicht eine so weite Reise gemacht hätte. Da ich nicht die Ehre habe, das Fräulein d'Auray zu heirathen, so will ich wenigstens das Vergnügen haben, mich mit ihnen zu schlagen. Es soll nicht gesagt werden können, daß ich um Nichts und wieder Nichts nach Unter-Bretagne gekommen bin. Ist so gefällig, mein Herr?« fuhr Lectour fort, zog den Degen, und grüßte seinen Gegner.

»Wie sie wollen, Herr Baron!« antwortete Paul, mit derselben Artigkeit, gleichfalls den Degen ziehend. Die beiden Gegner schritten auf einander zu. Die Klingen kreuzten sich; bei dem dritten Gang flog Lectours Degen zwanzig Schritte weit von ihm weg.

»Ehe wir wieder den Degen ergreifen!« sagte Paul, »mache ich ihnen jetzt meine Entschuldigung, wie vorher meine Erklärung.«

»Diesmal nehme ich sie an,« antwortete Lectour mit derselben ihm eignen Nachlässigkeit wie zuvor. »Heb' den Degen auf, Dick!« Er nahm ihn dem Bedienten aus der Hand und steckte ihn in die Scheide.

»Und nun, meine Herren,« fuhr er fort, »wenn einer von ihnen Aufträge nach Paris hat, ich kehre so eben dahin zurück.«

»Sagen sie dem Könige,« sprach Paul, sich verbeugend und gleichfalls den Degen in die Scheide steckend, »daß ich mich glücklich schätze, den Degen, den er mir gegeben hat, um die Engländer zu bekämpfen, von dem Blute eines meiner Landsleute rein erhalten zu haben.«

Bei diesen Worten grüßten sie sich Alle; Lectour stieg wieder auf ein Pferd, und zwanzig Schritte von den Dünen schlug er den geraden Weg nach Vannes ein, während sein Bedienter den Reisewagen aus dem Schlosse holte.

»Und nun, Herr Walter,« sprach Paul, »schicken sie ein Boot in die Bucht, welche dem Schlosse d'Auray am nächsten ist. Am Bord der Fregatte soll Alles bereit sein, um in dieser Nacht die Anker zu lichten.

Der Lieutenant verfügte sich wieder nach Port-Louis und die beiden Freunde blieben in der Hütte.

»Unterdessen hatten Manuel und Margarethe der traurigen Pflicht genügt, zu der sie die Begräbnißglocke rief. Der Marquis war in die düstre Ahnengruft beigesetzt worden, und Achard ruhte in dem demuthigen Friedhofe der Capelle. Beide Kinder hatten sich wieder zu ihrer Mutter begeben, welche Manuel die so sehr gewünschte Bestallung und Margarethen die so unerwartete Einwilligung in ihre Heirath überreichte. Dann, um die schmerzlichen Aufregungen ihrer innern Empfindungen nicht noch einmal zu erneuern, umarmten sich Mutter

und Kinder zum letzten Male und trennten sich mit der geheimen Ueberzeugung: einander nicht wieder zu sehen. Der Rest des Tages verging unter Vorbereitungen zum Abschiede und zur Abreise. Gegen Abende begab sich die Marquise zu der mit Paul verabredeten Zusammenkunft. Als sie über den Hof ging, sah sie auf der einen Seite eine angespannte Equipage, auf der andern den jungen Midshipman Arthur und zwei Matrosen. Ihr Herz erstarrte bei diesem doppelten Anblicke und bei diesen Vorbereitungen. Aber sie setzte ihren Weg in die Tiefe des Parks fort, ohne ihrer Aufregung Raum zu gestatten, so sehr viel Gewalt über sich selbst hatte ihr dieser lange Kampf des Stolzes gegen die Natur gegeben.

Als sie jedoch dahin kam, wo man Achards Haus sehen konnte, blieb sie stehen, denn sie fühlte ihre Kniee wanken; an einen Baum gelehnt, drückte sie die Hand auf ihr Herz, als wollte sie seine Schläge unterdrücken. Den Seelen ähnlich, welche die vorhandene Gefahr nicht zu erschüttern vermag, und die bei der Erinnerung an eine vergangene erzittern, gedachte fiel der vielen Befürchtungen und Erschütterungen, welchen sie seit zwanzig Jahren fast unterlegen war und wie sie jeden Tag in dieses Haus kam, daß nun der Tod verschlossen hatte. Gleichwohl überwand sie auch diese Schwäche, und ihren Weg verfolgend, erreichte sie das Thor des Parks.

Hier stand sie abermals still. Ueber allen Bäumen

erhob sich der Wipfel einer riesenförmigen Eiche, deren breiten Laubdom man schon von ferne gewahrte. Oft hatte die Stunden lang ihre Blicke hierher gerichtet, aber nie gewagt in diesem Schatten zu ruhen. Indeß war es hier, wo ihr Paul versprochen hatte, mit ihr zusammen zu kommen, und wo Paul sie erwartete. Endlich gewann sie es über sich, selbst in den Wald zu gehen. Von weiten erblickte sie schon einen Mann, der hier kniete und betete: es war Paul. Sie nähete sich langsam, kniete neben ihn hin und betete auch. Als das Gebet beendet war, erhoben sich Beide, und ohne ein Wort zu sprechen, warf sie ihre Arme um den Hals des jungen Mannes und lehnte das Haupt an seine Schulter. Nach einigen Augenblicken des Schweigens, wo keines von ihnen sich regte, vernahmen sie das Rollen eines Wagens. Die Mutter erbebte und winkte Paul: es war Manuel, der zu seinem Regimente abreiste. Zu gleicher Zeit wies Paul mit der Hand nach einer entgegengesetzten Richtung und zeigte ihr ein Boot, das leicht und geräuschlos übers Meer schwebte, es war Margarethe, die sich zum Schiffe begab.

Die Marquise hörte auf das Rollen des Wagens, so lange man es hören konnte, und ihre Blicke folgten dem Boote, so lange es zu sehen war; dann als jenes sich in der Ferne verlor, und dieses in der Nacht verschwand, kehrte sie sich zu Paul, denn sie begriff, daß auch diesem die die Stunde der Trennung gekommen war.

»Gott segne dich, wie ich dich segne!« sprach sie.

»Ja, Gott segne den frommen Sohn, der zuletzt bei seiner Mutter blieb!«

Und alle ihre Kräfte zusammen nehmend, umarmte sie den vor ihr Knieenden; dann riß sie sich aus seinen Armen und kehrte allein zurück ins Schloß. Des andern Morgens suchten die Bewohner von Port-Louis vergeblich die Fregatte, die seit vierzehn Tagen in dem äußern Hafen von Lorient vor Anker lag und sie noch am Abende zuvor gesehen hatten: — sie war verschwunden, wie das erste Mal, ohne daß man die Ursache ihrer Ankunft, als die Veranlassung zu ihrer Abreise hätte errathen können.

E p i l o g.

Seit diesen Ereignissen waren bereits fünf Jahre vergangen; die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten war anerkannt worden. Neu-York, der letzte feste Platz, den die Engländer behaupteten, geräumt. Der Donner des Geschützes, der zu gleicher Zeit in den indischen Meeren und im Golf von Mexico erschollen war, hatte aufgehört auf beiden Oceanen zu dröhnen. In der feierlichen Sitzung des 28. Decembers **1783** hatte Washington seine Stelle als General-Feldmarschall niedergelegt und sich in die Besetzung Montvernon zurückgezogen, ohne eine andere Belohnung anzunehmen, als daß seine Briefe kostenfrei waren, wohin sie gingen und woher sie kamen; und die Ruhe, welche Amerika zu genießen anfang, erstreckte sich bis zu den französischen Kolonien der Antillen, die, da sie am Kriege Theilgenommen hatten, sich mehrmals gegen die feindlichen Versuche von Großbritannien zu vertheidigen gehabt hatten. Unter diesen Inseln war die Insel Guadeloupe die vorzüglich bedrohteste wegen ihrer militairischen und commerciellen Wichtigkeit; aber Dank der Wachsamkeit ihres neuen Statthalters waren die Versuche einer Landung immer gescheitert, und Frankreich hatte in dieser wichtigen Besetzung keinen ernstlichen Unfall zu

bedauern gehabt; so daß, zu Anfang des Jahres 1784 die Insel, ohne eines kriegerischen Anscheins beraubt zu sein, welchen sie mehr aus Gewohnheit als aus Nothwendigkeit beibehielt, schon fast ganz der Cultur der verschiedenen Erzeugnisse wiedergegeben war, in denen ihr Reichthum besteht.

Wenn die Leser uns über das atlantische Meer begleiten, und mit uns in den Hafen de la Basseterre landen wollen, verfolgen wir, auf allen Seiten plätschernden Springbrunnen in einer der Straßen, die zu der Promenade von Champ-d'Arband führt; und dann, nachdem wir ein Drittheil ihrer Länge etwa, den frischen Schatten der Tamarinden empfunden haben, die sie von beiden Seiten einfassen, schlagen wir links einen kleinen Fußpfad ein, der zu einem Garten führt, auf dessen Höhe man die ganze Stadt überschaut.

Hier angelangt, athmen wir einen Moment die balsamische Luft eines Maiabends, und werfen einen Blick auf dem Reichthum der tropischen Natur.

Lehnen wir uns an die Waldgebirge mit ihren vulkanischen Inhalt, welche die Mitternachtseite in zwei Abhänge theilt, und, die ein Helmbusch von Rauch und Flammen krönt, so erblicken wir die Hügel von Bellevue, Mont-Defir, Beau-Soleil, Esperance und St. Charles zu unsern Füßen; anmuthig senkt sich die Stadt hernieder zum Meer, dessen, von den letzten Sonnenstrahlen blitzende Fluthen, die Mauern bespühlte. An unserm

Horizonte sehen wir rechts, den klaren weiten Spiegel des Oceans, und links, die schönsten und reichsten Pflanzungen der Insel.

In diesem irdischen Paradiese, leben nun seit fünf Jahren Anatole von Lusignan und Margarethe von Auray im stillen Glücke, nach einem viel und kummervoll bewegten Leben; nur die Unruhe über das Geschick der entfernten Freunde, preßte oft ihre Herzen mit schmerzlicher Ahnung.

Indessen hatten sie von Zeit zu Zeit, entweder durch die öffentlichen Blätter oder durch die eingelaufenen Schiffe, Nachricht von dem erhalten, der ihnen ein so gewaltiger Beschützer gewesen war; sie hatten eine Siege erfahren, wie er, als er sie verließ, an der Spitze einer Escadre, die englischen Besitzungen auf der Küste von Acadien zerstört hatte, welches ihm den Titel eines Commodore eingetragen; von einer Schlacht mit den Fregatten Serapis und Scarborough, welche er nach einem vierstündigen Kampf zwang, sich zu ergeben, und **1781** zum Lohne seiner Dienste, die er der Sache der Unabhängigkeit geleistet hatte, den öffentlichen Dank des Congresses, der ihm eine goldne Medaille zuerkannte, und zum Commandanten der Fregatte *Amerika*, als den Tapfersten für die schönste Fregatte gewählt, erhielt. Da aber dieses prächtige Schiff durch den Congreß, dem König von Frankreich, zum Ersatz für den *Magnifique* überlassen worden war, der bei Boston verloren ging, so

hatte sich Paul Jones, nachdem er es nach Havre geführt, am Bord der Flotte des Grafen von Vaudreuil begeben, der eine Expedition gegen Jamaika projectierte. Diese letzte Nachricht vermehrte die Freude Lusignans und seiner Gemahlin; denn diese Unternehmung brachte Paul an ihr Gestade zurück, wo sie ihren Bruder und Freund, endlich wieder zu sehen hoffte; allein unterdessen war es Friede geworden, und seit dieser Epoche hatten sie von dem Abentheurer zur See, nicht mehr reden hören.

Am Abend des Tages, wo wir unsere Leser, von dem wilden Küsten der Bretagne auf die fruchtbaren Ufer von Guadelupe versetzten, war die junge Familie, in jenem oben erwähnten Garten, der das ungeheuere Panorama der unten liegenden Stadt, und des mit Inseln besäeten Ozeans in der Nähe und Ferne überschaute, beisammen. Margarethe hatte sich an die Gemächlichkeiten der creolischen Lebensweise schnell gewohnt, und jetzt überließ sie ihren blassen, zarten und anmuthigen Körper, mit ruhig zufriedengestellter Seele, gleich der wilden Lilie den Lufthauch, dem Füßen **Far niente**, welcher in den Colonieen, für die sinnlichen Existenz, einer Art Halbschlummer bildet, wo die Ereignisse, Träume zu sein scheinen. Sie lag mit ihrer Tochter, in einem von den seidenen Fäden der Aloé gewirkten Hamac, der mit den brennendsten Vogelfedern der tropischen Zone, von den seltensten Arten gestickt war, und ihr Sohn schaukelte sie mit sanfter regelmäßiger Bewegung, während ihre Hand

in Lusignans Hand lag, und sich ihr weicher Blick in die unermessliche Weite verlor. Ihre Seele und alle ihre Sinne, waren trunken von den Genüssen die der Himmel verspricht, und die Erde gewähren kann. In diesem Augenblick, als wenn alles hätte beitragen sollen, das Zaubergemälde zu vervollkommen, daß sie jeden Abend hier betrachtete, und jedesmal bewundernswürdiger fand, kam ein Schiff, gleich einem König des Oceans, um das Cap der drei Spitzen, schlüpfte über die Oberfläche des Meeres, mit nicht größerer Anstrengung, wie es schien, als ein Schwan der auf den glatten Wasserspiegel spielt. Margarethe erblickte es zuerst, und ohne zu sprechen, denn in diesem sengenden Klima ist jede lebendige Handlung eine Ermüdung, winkte sie mit dem Kopfe Lusignan, der seine Blicke auf die angedeutete Seite richtete und mit den Blicken schweigend den anmuthigen Gang des Schiffes verfolgte. So wie es näher kam und die seinen und zierlichen Einzelheiten seiner Bemastung, mitten in dieser Segelmasse erschienen, die zuerst wie ein am Horizonte hinlaufendes Gewölke sich zeigte, konnte man die amerikanischen Sterne unterscheiden, die sich in gleicher Anzahl als die der vereinten Staaten auf ihrem Azurfelde abzeichnen, Da kam dem Paare dieselbe Idee; von Hoffnung strahlend, begegneten sich ihre Blicke; sie glaubten Nachricht von Paul zu erhalten. Lusignan befahl einem Neger, ein Fernrohr zu bringen; aber noch ehe er damit zurück kam, bewegte ein noch süßerer Gedanke

beider Herz: sie erkannten in der sich nahenden Fregatte eine alte Freundin. Wer je doch dieses nicht in der Uebung hat, dem wird es schwer, in einiger Entfernung die dem Auge des Seemannes so deutlichen Zeichen zu unterscheiden, so wagten sie noch nicht, sich der Gewißheit zu überlassen, die sie mehr für eine instinktmäßige Ahnung, als für eine positive Wirklichkeit hielten. Da kam der Neger mit dem gewünschten Sehrohre. Lusignan setzte es an seine Augen und that einen Freudenschrei, indem er es Margarethen gab. Er hatte am Vordertheile des Schiffes Wilhelm Cots Sculptur erkannt, und es war die *Indianerin*, die mit gespannten Segeln hier in Basse-terre einlief.

Lusignan hob Margarethen aus ihrem Hamac und setzte sie auf den Boden, denn bei beiden war die erste Bewegung, zum Hafen zu laufen; allein dann bedachten sie, daß Paul die Indianerin seit fünf Jahren verlassen hatte und ihm eine höhere Stellung das Commando eines stärkern Schiffes gegeben, dieses also wohl ein anderer Kapitän führen konnte, und sie blieben mit pochendem Herzen und wankenden Knieen stehen. Unterdessen hatte der kleine Hector das Sehrohr aufgenommen, und an seine Augen gesetzt, wie er es seine Eltern, hatte thun sehen. »Vater!« sagte er, »sieh doch auf dem Verdecke den Officier mit der schwarzen, mit Gold gestickten Redingote, wie mein guter Freund Paul auf dem Gemälde hat!« Lusignan entriß dem Kinde das Instrument, sah

hindurch, gab es seiner Frau, die es gleich darauf fallen ließ, und sich in seine Arme warf: beide hatten den jungen Kapitän erkannt, der als er zu seinen Freunden zurückkehrte, das ihnen gewöhnliche Kostüm angelegt hatte. In diesem Augenblicke ging das Schiff vor der Festung vorüber, welche es mit drei Kanonenschüssen begrüßte und Antwort von diesem mit derselben Anzahl von Schüssen erhielt.

Von dem Augenblicke an, wo das junge Ehepaar die Gewißheit erlangt hatte, daß es ein Freund und Bruder sei, der die Indianerin führe, eilte es herunter zu der Rhede, begleitet von Hector, und ließ die kleine Blanche in dem Hamac zurück. Aber auch der Kapitän hatte sie erkannt, so daß zu gleicher Zeit als sie den Garten verließen, er seine Yacht ins Meer setzen ließ und durch die Kraft von zehn wackeren Ruderern aufs schnellste den Raum zurücklegend, der sich vom Ankerplatze zum Festlande erstreckte und sich gerade auf dieses stürzte, als seine Freunde dort anlangten. Dergleichen Empfindungen bezeichnen nur Thränen, nicht Worte; der Ausdruck ihrer Freude glich dem Schmerze! Alle weinten, selbst das Kind, daß auch weinte, weil es sie weinen sah.

Nachdem er einige Befehle, das Schiff betreffend, gegeben hatte, schlug der junge Commodore mit seinen Geschwistern langsam den Weg ein, den sie, um zu ihm zu gelangen, so schnell zurückgelegt hatten. Da die

Expedition des Herrn von Vaudreuil fehlgeschlagen, war er nach Philadelphia zurückgekehrt, und da, wie oben erwähnt, der Friede mit England unterzeichnet war, hatte ihm der Congreß, als Gabe der Erkenntlichkeit, das erste Schiff geschenkt, das er als Kapitän geführt hatte.

Bei dieser Erzählung war Lusignan und Margarethe voll Freuden, denn sie hofften, ihr Bruder könne nun auf immer bei ihnen bleiben; allein der Charakter des jungen Seemannes war zu abentheuerlich und strebte zu gewaltig nach Aufregungen, als daß er sich zu dem farblosen und gleichförmigen Leben der Erdbewohner hätte zwingen können. So kündigte er ihnen an, daß er blos acht Tage für sie habe und dann in einem andern Welttheile eine ihm zur Gewohnheit gewordene Lebensweise fortsetzen werde.

Diese acht Tage vergingen wie ein Traum, und so dringend eine Geschwister ihn auch baten, so konnte ihnen doch Paul keine vierundzwanzig Stunden Verlängerung gewähren; er war sich stets gleich geblieben, immer derselbe eifrige, abgeschlossene, geregelte Mann, die genommenen Entschließungen als Pflicht betrachtend und strenger gegen sich, als gegen Andere. So kam die Stunde der Trennung; Margarethe und Lusignan wollten ihn auf sein Schiff begleiten; allein Paul wünschte den Schmerz des Abschiedes nicht zu verlängern. Als sie zum Hafen kamen, umarmten sie einander zum letzten Male, dann sprang er ins Boot, das

sich pfeilschnell entfernte. Sie folgten ihm mit ihren Blicken, bis er am Steuerbord der Fregatte verschwunden war, und traurig gingen sie wieder hinauf, um ihn oben auf der Anhöhe im Garten, wo sie ihn ankommen sahen, jetzt abreisen zu sehen. Als sie dahin kamen, herrschte bereits die scharfsinnige Thätigkeit, die dem Augenblicke der Abreise vorhergeht, am Bord der Fregatte. Die an der Schiffswinde versammelten Matrosen fingen an, das Ankertau zu winden, und da die Luft hell und klar war, drang ihr fröhliches, wohlklingendes Geschrei bis zu den Ohren des jungen Paares, Das Schiff drehte sich langsam auf einem Anker; bald erblickte man den doppelten Eisenzahn aus dem Wasser steigen, dann fielen die Segel nach einander von den Stangen, von der Bramstange bis zu den tiefsten, und mit einem beseelten, instinktartigen Trieb begab, wandte das Schiff sein Vordertheil dem Hafenausgang zu, fing an sich zu bewegen, theilte mit leichter Bewegung die Wellen, als schwebe es über die Oberfläche des Meeres. Dann, als ob nun die Fregatte sich selbst überlassen werden könnte, sah man den jungen Commodore das Hinterdeck besteigen, und seine hier überflüssig gewordene Aufmerksamkeit nach dem Lande richten, das er verließ; Lusignan nahm ein Tuch und gab ein Zeichen, das Paul beantwortete, dann als man einander nicht mehr mit bloßem Auge sehen konnte, nahm jedes eine Zuflucht zum Sehrohr, und durch dieses hilfreiche Werkzeug, verzögerten fiel die Trennung noch

um eine Stunde, denn beiden Theilen ahnete es, daß es eine ewige sein würde. Endlich sank das Fahrzeug nach und nach am Horizonte und zugleich brach die Nacht herein; da ließ Lusignan einen Haufen Aeste auf das Plateau bringen, befahl ihn anzuzünden, damit Pauls Blicke, dessen Fregatte anfang sich in der Finsterniß zu verlieren, fortwährend sich zu diesem Pharus richten könnte bis er das Cap des trois Pointes umschiffen haben würde; schon seit einer Stunde hatte das Paar das Schiff völlig aus dem Gesicht verloren, da Dank ihres klar und glänzend unterhaltenen Feuerherdes, die noch erblicken konnte, als eine blitzähnliche Erleuchtung über dem Horizonte hinlief; einige Secunden später ein Kanonenschuß sich hören ließ, der den langen, dumpfen Nachhall des Donners glich, und dann alles in Nacht und Stille versank. Lusignan und Margarethe hatten Pauls letzten Abschiedsgruß erhalten.

Es bleibt uns noch übrig, die letzten Fäden der Geschichte fortzuspinnen, die wir bisher der Aufmerksamkeit unserer Leser zugeeignet haben.

Im Mai **1784**, war fast ganz Europa in einem Zustand von Stumpfsinn zurückgefallen, den Menschen ohne Umsicht, für Ruhe halten, und der tieferblickende Verstand, als jene dumpfe, augenblickliche Stille betrachtet, die dem

Sturme vorher gehet.

Durch Amerikas Befreiung bereitete sich die Revolution in Frankreich vor; Könige und Völker mißtrauten einander, waren jedes auf der Hut, und diese riefen die That, jene das Recht an. Nur ein Punkt schien sich lebendig und bewegt in dieser allgemeinen Schlafsucht zu erhalten; es war Rußland, welches der Czar Peter zum Rang der civilisierten Staaten erhoben hatte, und Katharine II. anfang die Zahl der europäischen Mächte einzuverleiben. Da Peter III. den Russen verhaßt worden war, durch einen Charakter ohne Edelmuth, durch politische Ideen ohne Umsicht, und besonders durch seine Abgötterei der preußischen Sitten und Gewohnheiten, war er entthront worden ohne Widerstand, und umgebracht ohne Kampf. So war Katharine mit zweiunddreißig Jahren, Gebieterin eines Reiches geworden, dessen Umfang der fünfte Theil des Erdballes ist; und ihre erste Sorge war dahin gegangen, sich durch ihre Macht zur Vermittlerin der benachbarten Völker zu machen, denen sie durch sich empor helfen wollte. So hatte sie Curland gezwungen, seinen neuen Herzog Carl von Sachsen zu vertreiben und Biron zurückzurufen; hatte ihre Gesandten und ihre Heere nach Warschau geschickt, um ihren alten Günstling Poniatowsky, unter dem Namen: Stanislaus-Augustus das selbst, krönen zu lassen: hatte sich mit England alliirt, und die Höfe von Berlin und Wien ihrer Politik zugesellt,

ohne bei diesem großen Projekte für fremde Politik, die innere Verwaltung zu vergessen, und in den Zwischenräumen ihrer oft sich erneuernden Herzensneigungen, fand sie noch Zeit, die Industrie zu belohnen, den Ackerbau zu befördern, die Gesetzgebung zu verbessern, ein Seewesen zu erschaffen, Pallas in die Provinzen zu senden, die sogar ihre eigenen Produkte nicht kannten; Blumacher in dem Archipel des Norden, und Bellings in das orientalische Meer zu schicken; endlich eifersüchtig auf dem literarischen Ruhm des Königs von Preußen, mit derselben Hand, welche die Entstehung einer Stadt, das Todesurtheil des jungen Iwan, die Theilung Polens unterzeichnete: »*die Widerlegung der Reise nach Sibirien*« von Abbé Chappe, einen Roman des Czarowitsch Chlor, Theaterstücke, (unter denen eine Uebersetzung ins Französische Oleg, Drama von Derschawin sich befindet), zu schreiben; so, das sie Voltaire die Semiramis des Norden nannte, und der König von Preußen in seinen Briefen zwischen Solon und Lykurg setzte.

Man erräth leicht, welche Wirkung mitten in diesem wollüstigen, ritterlichen Hofe die Ankunft eines Mannes, wie unseres Seefahrers hervorbrachte. Der Ruf des Ruhmes, der ihn zum Schrecken der Feinde Frankreichs und Amerika's gemacht hatte, war ihm bei Katharinen vorhergegangen, und gegen das Geschenk, daß er ihr mit seiner Fregatte machte, erhielt er den Grad eines Contre-

Admirals. Nun erschien Rußlands Flagge, nachdem sie die alte Welt umsegelt hatte, in Griechenlands Meeren. Und auf den Ruinen von Lacedämon und Parthenon träumte. Der, welcher Amerika's Befreiung mit vollzogen hatte, von der Wiederherstellung von Sparta und Athen. Endlich ward das alte ottomanische Reich bis auf seine Grundfeste erschüttert; die geschlagenen Türken unterzeichneten den Frieden von Kamardji. Katharine erhielt Alsow, Taganrog, Kenburn, ließ sich die freie Schifffahrt auf dem Meere, und die Unabhängigkeit der Krimm, da sie die Gebieterin von Taurien geworden war, versichern. Sie wünschte ihre neuen Besitzungen kennen zu lernen; Paul ward nach Petersburg zurückberufen und begleitete sie auf der von Potemkin entworfenen Reise. Auf einem Wege von tausend Meilen wurden der Eroberin und ihrem Gefolge die Zaubergemälde eines beständigen Triumphzuges dargeboten. Da gab es längst des Weges Feuer, prachtvolle, wie durch Feenhand entzündete Illuminationen auf allen Straßen der Städte, Zauberpaläste, die auf einen Tag in wüsten Feldern erbaut waren und des andern Tages wieder verschwanden; Dörfer, die sich unter dem Stabe eines Zauberers in den Einöden gruppierten, wo die Tartaren acht Tage zuvor ihre Heerden geweidet hatten; Städte erschienen am Horizonte, von denen nichts stand, als die äußeren Mauern; überall gab es Huldigungen, Gesänge, Tänze: eine ganze Bevölkerung drängte sich auf den Wegen, lief

des Nachts, während die Kaiserin schlief, sich aufs Neue auf dem Wege aufzustellen, welchen die Monarchin wachend einschlagen würde. Ein König und ein Kaiser gingen ihr zur Seite und nannten sich, nicht ihre Brüder, nicht ihres Gleichen, sondern ihren Hofstaat; endlich erhob sich am Ziele der Reise ein Triumphbogen mit der Inschrift, die, wo nicht Potemkins Ehrgeiz, wenigstens eine Politik bezeichnete: »*Dies ist der Weg nach Byzanz.*«

Nun begründete sich Rußland in seiner Tyrannei, wie Amerika in seiner Unabhängigkeit. Katharine bot ihrem Admiral Stellen an, einen Höfling zu sättigen, Ehren und Würden einen Ehrgeizigen zufrieden zu stellen, Güter einen König, über ein verlorenes Königreich zu trösten; aber es war die bewegliche Brücke seines Schiffes, das Meer mit seinem Kämpfen und Stürmen; es war der unermessliche, grenzenlose Ocean, dessen unser abentheuerlicher, dichterischer Seemann bedurfte.

So verließ er Katharinens glänzenden Hof, wie er die erste Versammlung des Congresses verlassen hatte, und suchte in Frankreich, was ihm sonst allenthalben fehlte, ein aufgeregtes Leben, zu bekämpfende Feinde, und ein zu vertheidigendes Volk.

Paul kam nach Paris mitten im Bürgerkrieg und europäischen Kämpfen; mit einer Hand erdrückte man die Fremden, mit der andern wühlte man im eignen Eingeweiden. Der König, den er vor zehn Jahren geliebt, geehrt und mächtig sich gesehen hatte, war zu der Zeit

gefangen, verachtet, kraftlos; Alles was hoch stand, ward erniedrigt, und große Namen fielen, wie große Häupter. Es war die Regierung der Gleichheit, die Guillotine der Gleichmacher. Paul erkundigte sich nach Manuel, man sagte ihm, er sei verbannt. Er fragte nach seiner Mutter, man antwortete, sie sei todt. Da empfand er einen ungeheuern Drang, einmal noch vor seinem Tode, die Orte zu besuchen, wo er zwölf Jahre zuvor, so sanfte und so schreckliche Aufregungen empfand. Er reiste nach der Bretagne, ließ seinen Wagen in Vannes und nahm ein Pferd, wie an dem Tage, wo er Margarethen zum ersten mal sah; allein es war nicht mehr der junge, enthusiastische Seemann, voll Sehnsucht und schrankenloser Hoffnungen; es war ein von allem enttäuschter Mann, der alles genossen hatte, Honig und Wermut, alles ergründet, Menschen und Dinge, alles gekannt: Ruhm und Vergessenheit. Auch suchte er jetzt keine Familie mehr, er besuchte — Gräber.

Als er das Schloß erblickte, wandte er seine Blicke nach Achards Häuschen, aber er sah es nicht mehr; nun suchte er den Wald, aber der war wie durch Zauberei verschwunden. Er war als Nationaleigenthum an fünfundzwanzig bis dreißig benachbarte Pächter verkauft worden, die ihn ausgerodet, und eine weite Ebene daraus gemacht hatten. Die große, hohe Eiche war verschwunden und der Pflugschar über das ungekannte Grab des Grafen von Morlaix gegangen, so, daß des

Sohnes Auge, den Platz nicht mehr zu erkennen vermochte.

Da ging er aus der Thür des Parks, auf das Schloß zu, daß düsterer und trauriger sich zeigte als sonst. Es war niemand mehr dort, als ein alter Hausverwalter, unter toden Ruinen, eine lebende; man war Willens gewesen einzureißen, als man den Wald fällte, aber der Ruf der Heiligkeit, in welchem hier zu Lande die Marquise fand, und der sich religiös daselbst erhalten hatte, bei schützte die alten Steine, die ihrer Familie vier hundert Jahre Dach und Fach gewährt hatten. Paul besuchte die Zimmer, die man seit drei Jahren nicht mehr geöffnet hatte, und sie ihm jetzt aufschloß. Er durchging den Ahnen- und Bildersaal, er war geblieben wie er war, aber keine fromme Hand, hatte die Gemälde des Marquis und der Marquise, der alterthümlichen Sammlung zugesellt. Er ging in die Bibliothek, wo er sich verborgen hatte, und fand auf derselben Stelle ein Buch, das er damals geöffnet hatte, öffnete es wieder und las die Blätter, die er schon kannte. Er stieß die Thüre auf, die in das Zimmer des Contracts führte, wo die lebhaften Auftritte des Dramas vorgegangen waren, wo er eine so starke Rolle spielte. Der Tisch fand noch auf derselben Stelle, und der Spiegel, mit dem venetianischen Rahm über dem Kamin, war noch von Manuels Kugel zerschmettert. Er stemmte sich an den Simms des Kamins, und fragte nach den letzten Jahren und Stunden der Marquise.

Sie waren streng und einfach gewesen, wie Alles was von ihr bekannt war. Allein im Schlosse zu rückgeblieben, war ihr Leben an drei verschiedenen Orten dahingeflossen: in ihrem Oratorium, in der Gruft, wo ihr Gemahl ruhte, und dort auf dem Platze, den die Eiche beschirmte, unter deren Fuße Morlaix begraben lag. Acht Jahre nach dem Abende, wo Paul zum letzten Male von ihr Abschied nahm, sah man sie durch diese weiten Corridors und in diesen finstern Baumgängen umherirren, bleich und langsam wie ein Schatten; dann war eine aus den gehäuften Bewegungen ihres Gemüths entstandene Herzkrankheit ausgebrochen und sie immer schwächer geworden; endlich, als sie nicht mehr zu gehen im Stande war, hatte sie sich bis zu der Eiche tragen lassen, um, wie sie sagte, auf ihrem Lieblingsplatze noch einmal die Sonne ins Meer sinken zu sehen, und hatte befohlen sie in einer halben Stunde zurück zu tragen. Als ihre Leute kamen, fanden sie sie ohnmächtig. Sie trugen sie ins Schloß; unterwegs kam sie zu sich, und statt sich in ihr Zimmer bringen zu lassen, befahl sie, man solle sie in die Gruft tragen. Dort hatte sie noch die Kraft, an dem Grabe ihres Gemals nieder zu knieen und mit der Hand zu winken, daß sie allein sein wollte. So unvorsichtig es auch war, dieses zu thun, gehorchte man, denn sie war gewohnt, nicht zweimal denselben Befehl zu ertheilen; allein anstatt fortzugehen, zogen sich die Bedienten in eine Vertiefung zurück, um

ihr, wenn nöthig, beizustehen. Nach einigen Augenblicken sahen sie sie auf die Steine hinsinken, auf denen sie betete. Sie hielten sie zum zweiten Male für ohnmächtig, aber als sie hinzukamen, war sie todt.

Paul ließ sich in die Gruft führen, trat langsam hinein mit bloßem Haupte; dann, als er zu dem Grabsteine kam, unter dem seine Mutter ruhte, knieete er nieder. Er trug die Inschrift, die man noch in einer der Kirchencapellen der kleinen Stadt Auray sehen kann, wo er nachmals hingeschafft ward, und welche die Marquise selbst vor ihrem Tode hinterlassen hatte:

»Hier ruht die hochgeborene, hochangesehene Dame Margarethe Blanche von Sablé, Marquise d'Auray, geboren den 2. August **1720**, gestorben den 3. September **1788**. Betet für sie und ihre Kinder!«

Paul hob den Blick zum Himmel mit dem Ausdrucke unendlichen Dankes. Die Mutter, welche ihn im Leben so lange vergessen hatte, erinnerte sich seiner in dieser Inschrift ihres Todes.

Sechs Monate nachher entschied der Nationalconvent in einer feierlichen Sitzung, daß er dem Leichenbegängnisse des Paul Jones, ehemaligem Commodore der amerikanischen Marine, gestorben zu Paris den 7. Juli **1793** beiwohnen wolle, welches auf dem Kirchhofe des **Père-Lachaise** statt finden solle. Dieser Entschluß ward gefaßt, um dadurch in Frankreich den

freien Gottesdienst einzuweihen.

E n d e